

DENKMAL HESSEN



Blickpunkt
SCHLOSS FASANERIE
NICHT NUR EIN BAROCKSCHLOSS

Blickpunkt
STREIFLICHTER ZUR STADT-
GESCHICHTE VON WETZLAR

Nachricht
TAG DER HESSISCHEN DENKMAL-
PFLEGE 2022 IN MARBURG

INHALT

04	<i>Verortung der Beiträge</i>
05	<i>Editorial</i>
	<i>Blickpunkt</i>
	Maria Wüllenkemper
06	SCHLOSS FASANERIE
	Henriette von Preuschen
16	DIE NIBELUNGENBRÜCKE ZWISCHEN WORMS UND LAMPERTHEIM
	Christa Meiborg
24	MARBURGER LANDGRAFENSCHLOSS IM SPIEGEL ARCHÄOLOGISCHER FORSCHUNG
	Jens Köhler, Sandra Sosnowski
34	STREIFLICHTER ZUR STADTGESCHICHTE VON WETZLAR
	<i>Nachricht</i>
	Verena Jakobi, Kai Mückenberger
44	KIRCHENRUINE ›UNSER LIEBEN FRAU ZUM LANDSTEIN‹ IN WEILROD-ALTWEILNAU
	Johanna Anders
48	INSTANDSETZUNG UND UMBAU DES HAUSES MARKT 5 IN HOFGEISMAR
	Tobias Michael Wolf
52	DIE STÄDTEBAULICH-DENKMALPFLEGERISCHE AUFNAHME
	Joachim Rauch
56	BRANDSCHUTZMASSNAHMEN DER BASILIKA AUF DEM SCHIFFENBERG
	Ruth Beusing, Marc Grellert, Axel Posluschny
58	VIRTUELLE KELTEN
	Julia M. Koch, Kai Mückenberger
60	ELITEBESTATTUNG EINES RÖMISCHEN KOHORTENPRÄFEKTEN?
	Beate Leinthal, Lars Görze
64	DIE hessenARCHÄOLOGIE-WOCHE 2021
	Jörg Lindenthal, Hardy Prison, Daniel Usher
66	SCHIFF IM BINNENLAND
	Katrin Bek
70	TAG DER HESSISCHEN DENKMALPFLEGE ›DENKMALPFLEGE IM KLIMAWANDEL‹
71	<i>Personalien</i>
80	<i>Publikationen</i>
	<i>Interview</i>
	Katrin Bek
82	ARMIN NIEDENTHAL – PLANEN, BAUEN UND WOHNEN FÜR ALLE
86	<i>Autorinnen und Autoren</i>
86	<i>Impressum</i>

Verortung der Beiträge

DENKMÄLER IN HESSEN

In dieser Ausgabe stehen folgende Leuchtturmprojekte der hessischen Denkmalpflege im Fokus und geben einen Einblick in aktuelle Projekte der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der hessenARCHÄOLOGIE:

Blickpunkt

1 EICHENZELL BEI FULDA
SCHLOSS FASANERIE
Seite 06–15

2 LAMPERTHEIM
NIBELUNGENBRÜCKE
Seite 16–23

3 MARBURG
LANDGRAFENSCHLOSS
Seite 24–33

4 WETZLAR
STADTGESCHICHTE
Seite 34–43

Nachricht

5 WEILROD-ALTWEILNAU
KIRCHENRUINE
Seite 44–47

6 HOFGEISMAR
ALTES HAUS IN NEUEM GLANZ
Seite 48–51

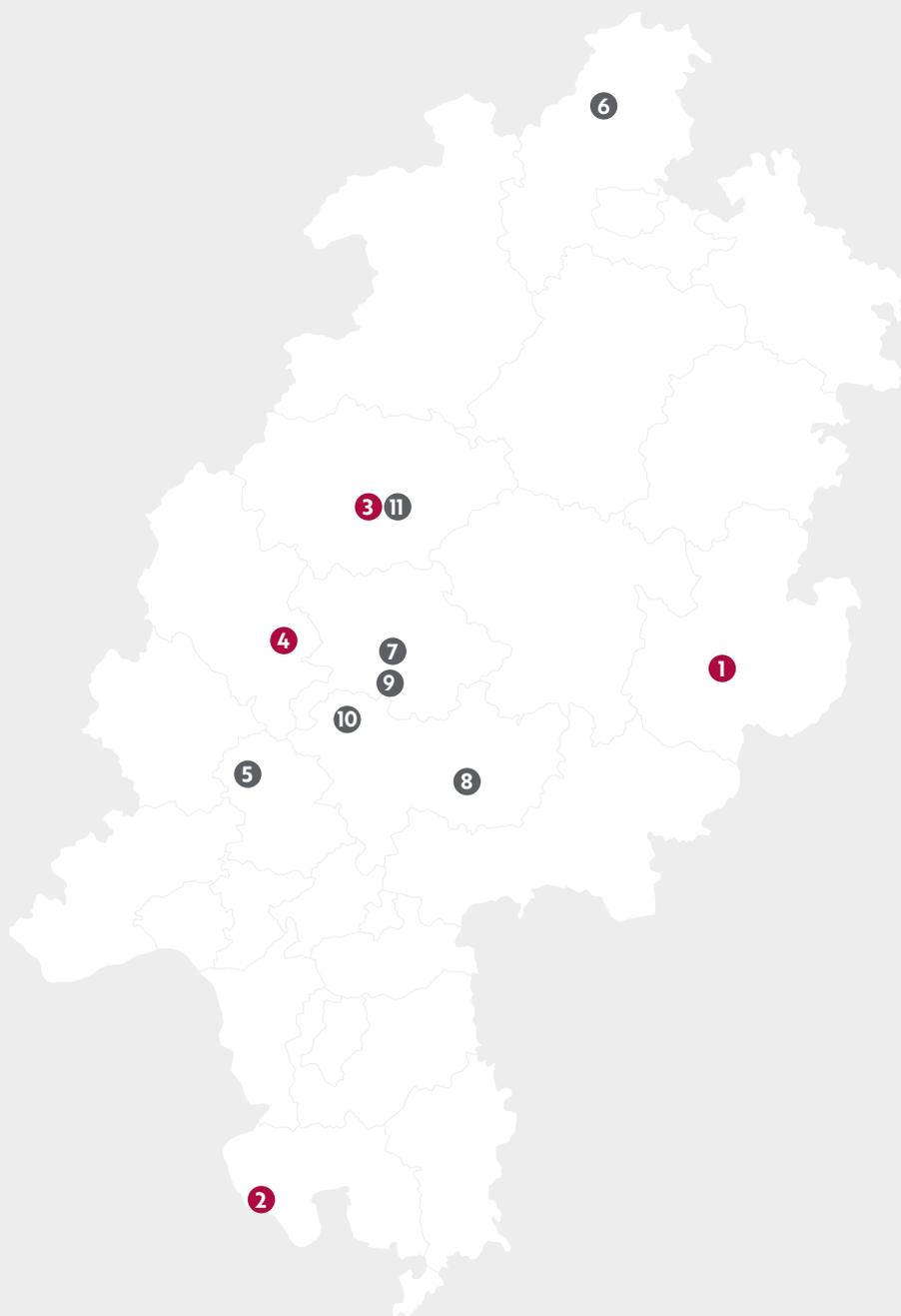
7 SCHIFFENBERG
BASILIKA
Seite 56–57

8 GLAUBERG
VIRTUELLE KELTEN
Seite 58–59

9 ARNSBURG ›ALTEBURG‹
ELITEBESTATTUNG
Seite 60–63

10 BUTZBACH
SCHIFF IM BINNENLAND
Seite 66–69

11 MARBURG
DENKMALPFLEGE IM KLIMAWANDEL
Seite 70





Editorial

Liebe Leserin, Lieber Leser,

›Es ist ein unerhört wichtiger Gesichtspunkt, dass wir das Bewusstsein unserer Mitbürger darauf aufmerksam machen müssen, dass sie es sich nicht erlauben können, gleichsam asozial, egoistisch in einem Stil zu wirtschaften, der nicht mehr verantwortlich ist.‹ Diese Worte stammen vom Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller Alexander Mitscherlich, der die Verödung der Städte und ihre Wirkung auf die menschliche Kommunikation schon in den 1960er-Jahren analysierte.

Jahrzehnte später und vor allem seit Corona ist klar, dass die Zukunft unserer Städte an veränderte Rahmenbedingungen angepasst werden muss. Zweifellos bietet die Verkehrs- und Energiewende die Chance für ein Umdenken, denn schon lange fordern Fußgängerinnen und Fußgänger, Fahrradfahrerinnen und Fahrradfahrer, Kreative und Kulturschaffende den Stadtraum für sich zurück. Bei der Frage, welche strategischen und planerischen Instrumente die Lebensqualität und eine solidarische, ökologische Stadtentwicklung fördern, muss das baukulturelle Potenzial unserer historischen Orts- und Stadtkerne auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten neu bewertet werden.

Mehrere Beiträge dieses Heftes setzen sich mit der Frage auseinander, wie sich die historische Stadt als Ort der Begegnung definieren und langfristig erhalten lässt. Die Ergebnisse einer archäologischen Grabung in der Wetzlarer Altstadt etwa erbrachten fundamental neue Erkenntnisse über die wechselvolle Entwicklung der freien Reichsstadt Wetzlar bis in die Frühe Neuzeit. Auch in Marburg ermöglichten archäologische Grabungen eine Neubestimmung des Verhältnisses zwischen dem Landgrafenschloss und der Entwicklung der Stadt.

Durch die Städtebaulich-Denkmalpflegerische Aufnahme (SDA) eröffnet das Landesamt für Denkmalpflege Hessen allen Kommunen die Möglichkeit, den historischen Zeugniswert ihrer Orts- und Stadtkerne – und damit einen wichtigen Wirtschaftsfaktor – ermitteln zu lassen. Im Interview spricht Armin Niedenthal, der Geschäftsführer der bauverein AG in Darmstadt, über die Zukunft des geförderten

Wohnungsbaus und die Instandsetzung von unter Denkmalschutz stehenden Flächen- und Gebäuden.

Schon jetzt lade ich Sie ganz herzlich zum 43. Tag der Hessischen Denkmalpflege mit dem Titel ›Denkmalschutz im Klimawandel‹ am 9. und 10. Juni 2022 nach Marburg ein. Ziel ist, am Beispiel von wegweisenden Projekten das Bewusstsein für eine umfassendere Bewertung unseres historischen Gebäudebestandes zu schärfen, die auch die für Herstellung, Transport, Aufbau, Abriss, Entsorgung und Neubau aufgewendete graue Energie mit einbezieht. Nur so lässt sich der tatsächliche Energiebedarf von Gebäuden ermitteln. Um schädliche Treibhausgase zu vermeiden, werden wir künftig vermehrt auf Bestandserhaltung und Bestandsertüchtigung statt auf energieintensive Neubauten setzen und auch das ökologische Potenzial von Freiflächen mit einbeziehen müssen. Auch die Wechselwirkung zwischen sich verdichtenden Städten und vom Leerstand bedrohten ländlicheren Regionen braucht eine Neudefinition. Die Berichte über die Restaurierung von Schloss Fasanerie in Eichenzell oder der Kirchrueine Landstein in Weilrod veranschaulichen dies sehr eindrucksvoll und laden zu Erkundungen ein.

Eine anregende und interessante Lektüre wünscht Ihnen

Ihre
Angela Dorn
Hessische Ministerin für Wissenschaft & Kunst



Blickpunkt

SCHLOSS FASANERIE NICHT NUR EIN BAROCKSCHLOSS

Maria Wüllenkemper

Außerhalb von Eichenzell liegt eingebettet in die sanfte Hügellandschaft des westlichen Rhönvorlands das imposante Barockschloss Fasenerie. Die mehrflügelige achsensymmetrisch gestaltete Anlage mit ihrer weitläufigen Parklandschaft zeigt sich nach bislang zwölfjähriger Restaurierungs- und Instandsetzungsphase im alten Gewand. Alle Projektbeteiligten waren sich der anspruchsvollen denkmalpflegerischen Aufgabe der Instandhaltung der heute überwiegend museal genutzten Schlossanlage bewusst und stellten sich gemeinsam den Herausforderungen (Abb. 1). Durch das Landesamt für Denkmalpflege Hessen (LfDH) wurde die Aufnahme von Schloss Fasenerie in die Liste der ›National wertvollen Kulturdenkmäler‹ initiiert, sodass die finanzielle Last der Maßnahme auf mehrere Schultern verteilt werden konnte: Die Instandsetzungskosten wurden zwischen der Hessischen Hausstiftung als Eigentümerin, dem Land Hessen, vertreten durch das Landesdenkmalamt, und schließlich der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien gedrittelt. Das überzeugende Ergebnis der Maßnahme kann im Park ganzjährig, im Inneren zu den Öffnungszeiten des Museums in Augenschein genommen werden.

Allein der Versuch, die komplexen Instandsetzungsmaßnahmen am und im Barockschloss Fasenerie in Eichenzell bei Fulda während der letzten zwölf Jahre im Rahmen dieses Beitrags darstellen zu wollen, wäre unangemessen. Schließlich erstreckten sich die Arbeiten nicht allein über die sichtbaren Bereiche wie die umgebende Parklandschaft, Hofbereiche, Fassaden und Dächer, verschiedene Oberflächen im Innenbereich, von der Textil-, über Papier- und Tapetenrestaurierung, sondern schlossen auch statische Maßnahmen und die Ertüchtigung historischer Bausubstanz im Dach- und Mauerwerksbereich mit ein. Wir werden uns daher auf die Erläuterung einzelner Maßnahmen beschränken, die jedoch stellvertretend für den die Gesamtinstandsetzung begleitenden Leitfaden stehen. Dafür widmen wir uns zunächst der Baugeschichte, deren Kenntnis Ausgangspunkt für die Entwicklung einer denkmalfachlichen Zielstellung ist, die das Vorhaben im Hinblick auf Denkmalaspekte konkretisiert und zudem in Bezug auf Schadensermittlung und die erfolgreiche Schadensbehebung nicht zu unterschätzen ist. Die Instandsetzung zweier Dachwerke wird stellvertretend hierfür erläutert. Schließlich ist auch die museale Nutzung von Schloss Fasenerie ausschlaggebend für die Erarbeitung des Instandsetzungs- und Restaurierungskonzeptes gewesen, das allen Beteiligten geholfen hat, während des langen Zeitraums das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren.

Abb. 1:
Die Kaisertreppe von Schloss Fasenerie führt zu den repräsentativen Sälen der Beletage.
Foto: A. v. Einsiedel, Kulturstiftung des Hauses Hessen





Abb. 2:
Als »altes Schlösschen«
wird der Ursprung der
Anlage bezeichnet.
Foto: photoplus-
graphic – Ch. Tech,
Kulturstiftung des
Hauses Hessen

EINE ABWECHSLUNGSREICHE BAU- UND NUTZUNGSGESCHICHTE

Schloss Fasanerie hat seinen historischen Ausgangspunkt in einem Landsitz, den der fuldische Fürstabt Adalbert von Schleifras etwa acht Kilometer südlich seiner Residenz im Fuldaer Stadtschloss ab 1710 errichten ließ. Bereits wenige Jahre später, ab 1730, ließ der damalige Fürstabt Adolph von Dalberg den Landsitz erstmalig erweitern und nannte die Anlage »Adolphseck« (**Abb. 2**). Dalbergs Nachfolger Amand von Buseck baute das Schlösschen ab 1739 nach Plänen seines Hofbaumeisters Andrea Gallasini (1681–1766) zu einer prächtigen Sommerresidenz aus. Das Selbstverständnis von Busecks, unter dessen Herrschaft die Fürst-
abtei Fulda 1752 zum Bistum erhoben wurde, offenbart sich unter anderem in den vier hintereinander gestaffelten Höfen, der sich in südlicher Richtung erstreckenden terrassierten Parkanlage und im Inneren an den prächtig ausgestatteten Privatgemächern und Repräsentationsräumen (**Abb. 3**). Über den Einfluss der nur wenig früher entstandenen Fasanerie des Würzburger Fürstbischofs

Friedrich Karl von Schönborn-Buchheim in Werneck auf Busecks und Gallasinis Planungen kann hier nur spekuliert werden. Im Jahr 1759 war die Anlage in dem Umfang, in dem sie sich heute zeigt, fertiggestellt. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden Nebengebäude ergänzt und der Park mit Pavillonbauten staffiert. Auch bei Busecks Nachfolgern als Fürstbischöfe erfreute sich Schloss Fasanerie großer Beliebtheit und wurde von ihnen weiterhin als Sommerresidenz genutzt; Heinrich von Bibra verbrachte sogar einige Winter dort. Im Zuge der Säkularisation fiel Schloss Fasanerie 1803 an Wilhelm von Oranien. Nur drei Jahre später geriet die Anlage in französischen Besitz und erlebte in den nachfolgenden Jahren einige Eigentums- und Nutzungsänderungen. 1812/13 diente Schloss Fasanerie gar der napoleonischen Armee auf dem Rückzug vom Russlandfeldzug als Lazarett. Nach dem Wiener Kongress wurde das Ensemble 1816 schließlich an den Kurfürsten von Hessen-Kassel zurückgegeben. Kurfürst Wilhelm II. ließ nach einem Sommeraufenthalt auf Schloss Fasanerie ab 1825 weitreichende Umbauarbeiten unter

Leitung des dem Klassizismus verpflichteten Kasseler Hofarchitekten Johann Conrad Bromeis (1788–1855) unternommen, von denen später noch die Rede sein wird. Durch die Annexion Kurhessens gelangte die Liegenschaft 1866 kurzzeitig in preußischen Besitz, wurde aber 1873 dem Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen als Privatbesitz zurück übereignet. Fortan diente Schloss Fasenerie bis zum Tod der Landgräfin Anna im Jahr 1918 wieder als Sommerresidenz.

Als Privatbesitz wurde das Schloss in der Weimarer Republik nicht verstaatlicht und blieb in der Familie der Landgrafen von Hessen. 1928 wurde schließlich die ›Kurhessische Hausstiftung‹ gegründet (seit 1986 ›Hessische Hausstiftung‹), deren Zweck der Erhalt des kulturellen Erbes des Hauses Hessen ist. Im Zweiten Weltkrieg wurde Schloss Fasenerie 1944 durch Fliegerbomben schwer geschädigt. Der klassizistische Giebel der dem Park zugewandten Südfassade wurde zerstört, Dachwerke und Dachdeckung der gesamten Anlage stark in Mitleidenschaft gezogen. Landgraf Philipp ließ die baulichen Schäden umgehend beheben, sodass das Schloss keinen nachhaltigen Schaden durch Witterungseinflüsse nahm. Nach dem Krieg öffnete der Landgraf den Park und das Schloss für die Öffentlichkeit und brachte die Bibliothek und das Archiv

des Hauses Hessen in das Schloss Fasenerie. In den ehemaligen Repräsentationsräumen und Privatgemächern richtete er ein seither viel beachtetes Museum ein, das die fürstliche Wohnkultur des 18. und 19. Jahrhunderts präsentiert. Als jüngste Zutat zum Museumsschatz erweiterte Landgraf Moritz 2009 den Nordflügel des Schlosses um eine Galerie mit Kunstwerken seines Bruders Prinz Heinrich.

Nicht erst seit der letzten Instandsetzung ist Schloss Fasenerie weit über die Region hinaus bekannt. Seine Bezeichnung als ›Hessens schönstes Barockschloss‹ beleuchtet nur eine Facette seiner abwechslungsreichen Geschichte, die zu erhalten eine der anspruchsvollen Aufgaben der Eigentümerin und des Landesamtes für Denkmalpflege ist.

DIE DENKMALFACHLICHE ZIELSTELLUNG

Gerade für komplexe Instandsetzungsvorhaben, die sich über mehrere Jahre und Bauabschnitte, unterschiedliche Gewerke und unter Umständen wechselnde personelle Zuständigkeiten hinziehen, erweist sich die Formulierung denkmalfachlicher Ziele als Notwendigkeit. Denn nur durch das Abstecken eines schlüssigen Konzeptes wird ein gleichbleibender Qualitätsstandard und ein einheitliches Erscheinungsbild als Ergebnis aller Bau- und Restaurierungsmaß-

Abb.3:
Prospect
der Hochfürstlich
fuldaischer Sommer
Residenz Fasenerie

Franz Pfeiffer um 1770
Grafik: Archiv des
Hauses Hessen,
Schloss Fasenerie

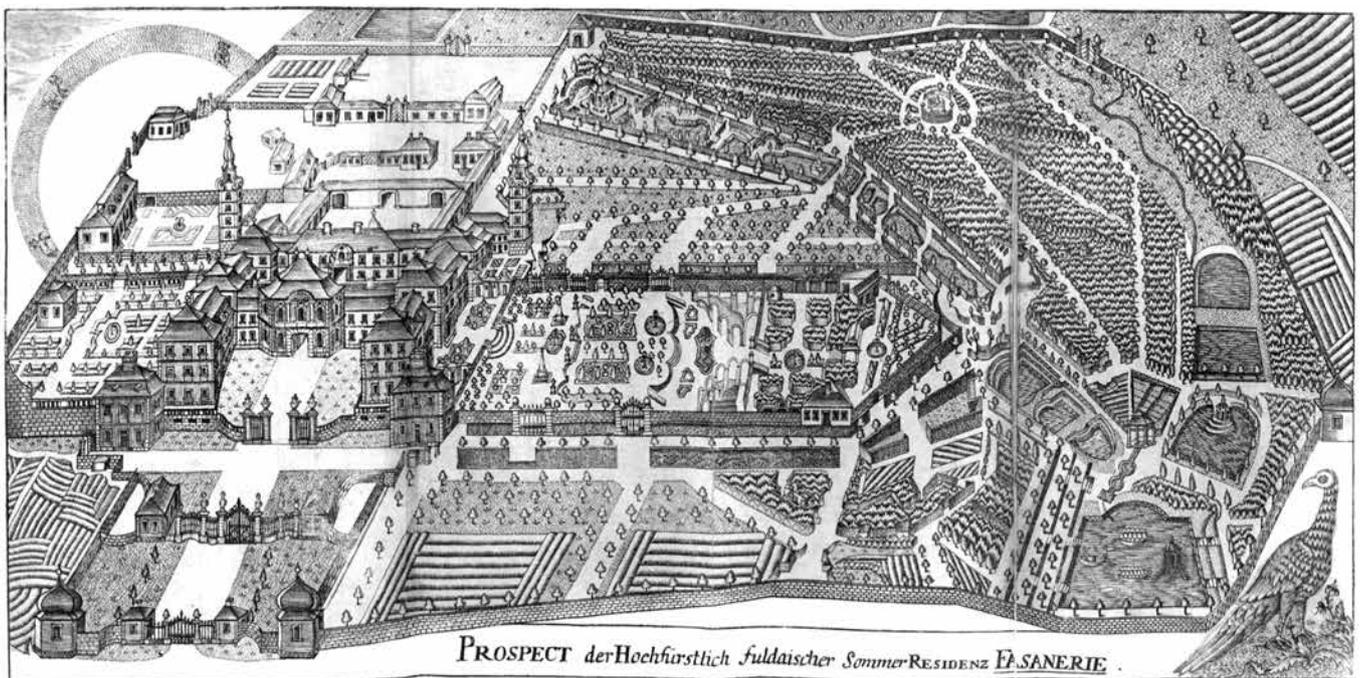




Abb. 4:
Der zweigeschossige
Reihersaal

entstand erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Herausnahme einer Geschossdecke.
Foto: K. Lorke, Kulturstiftung des Hauses Hessen

nahmen erst möglich. Auch die komplexe Aufgabenstellung, der sich die Beteiligten gegenübersehen, machten die Abstimmung eines denkmalpflegerischen Leitfadens nötig. Dass die denkmalfachliche Zielstellung jedoch nicht als unumstößlich gelten und in begründeten Einzelfällen davon abgewichen werden kann, wird im Folgenden ebenfalls deutlich werden.

Die oben dargelegte vielfältige Bau- und Nutzungsgeschichte von Schloss Fasana stellte die Eigentümerin, das begleitende Architekturbüro, die Fachplaner und auch die Denkmalpflegerinnen vor die Frage, ob und wenn ja, auf welche der drei wichtigen Bauphasen – Barock, Klassizismus oder Nachkriegszeit – ein Hauptaugenmerk zu legen sei. Es galt außerdem frühzeitig abzustimmen, in welcher Tiefe die Restaurierungen der Oberflächen, Tapeten aus unterschiedlichen Materialien und textilen Wandbehängen durchgeführt werden, um das ›Auseinanderrestaurieren‹ der verschiedenen Ausstattungsgegenstände zu verhindern und im ungünstigsten Fall eine zurück-

haltend, konservierend restaurierte Tapete neben einem Fensterbehang zu sehen, der keinerlei Gebrauchsspuren aufzeigt. Erklärtes Ziel aller Beteiligten war ausdrücklich, den Räumlichkeiten nicht ihre Geschichte zu nehmen und ihre Authentizität nicht zu schmälern. Das Landesdenkmalamt formulierte in seiner denkmalfachlichen Zielstellung aus dem Jahr 2011: ›Ein wichtiges Ziel der derzeitigen Restaurierung muss demzufolge sein, die Brüche und verschiedenen Facetten der Geschichte des Schlosses nicht zu verschleifen, sondern erkennbar zu belassen und den derzeitigen Ist-Zustand restauratorisch und konservatorisch zu überarbeiten. [...] Die vorgefundene sichtbare historische Bausubstanz und Oberflächengestaltung lässt sich zum einen größtenteils auf die ursprüngliche barocke Gestaltung, andererseits auch auf die [...] Umformungen unter Kurfürst Wilhelm und seinem Baumeister Conrad Bromeis datieren; zum anderen zeigen die Oberflächen Ergebnisse von Restaurierungen, Sanierungen, Reparaturen und Umgestaltungen aus der Zeit nach dem

Zweiten Weltkrieg. Auch die Einrichtung des Museums unter Landgraf Philipp ab den 1950er-Jahren mit ihren unterschiedlichen Schauräumen [...] gilt es als eigenständige und überzeugende Interpretation für kommende Generationen zu bewahren. (LfDH Hausakte, Schloss Fasanerie) Die Beteiligten verständigten sich also frühzeitig darauf, alle drei großen Bauphasen gleichberechtigt zu behandeln. Durch diese Maßgabe wurden somit nicht nur barocke Oberflächengestaltungen, wie sie etwa im Kaisertreppenhaus (Abb. 1) zu finden sind, bewahrt, sondern ebenso der zweigeschossige Reihersaal, der erst in der Nachkriegszeit durch Herausnahme der Zwischendecke den großformatigen Gemäldezyklus der Reiherjagd von Johann Heinrich Tischbein d. Ä. aufnehmen konnte (Abb. 4).

Da zu Beginn einer Baumaßnahme nicht alle Umstände, die den Bauverlauf begleiten, bekannt sein konnten, konnte auch die denkmalfachliche Zielstellung nicht alle Details berücksichtigen und musste Gestaltungsspielraum zulassen. So hatte man sich etwa darauf geeinigt, Rekonstruktionen weitgehend zu vermeiden, um die Authentizität der Räume zu bewahren und die Oberflächen in einem gleichermaßen gealterten beziehungsweise restaurierten Zustand zu zeigen. Aber die Zielstellung wurde auch in Bezug auf Rekonstruktionen konkretisiert: ›Sollten sie sich dennoch im Einzelfall als nicht nachteilig für das denkmalpflegerische Gesamtkonzept erweisen, sind sie allein aufgrund gesicherter Erkenntnisse (Fotografien, Spuren im baulichen Bestand etc.) zu überdenken.‹ (ebd.) So erwies sich die Wiederherstellung des im Krieg zerstörten Giebels an der Südfassade als positiv für die gesamte Maßnahme. Im Dachwerk waren noch Spuren der alten Befestigung des Giebeldreiecks sichtbar und historische Fotos zeigten den Vorkriegszustand der Gartenfassade. Es standen also theoretisch die Maße und Gestaltungsdetails des Giebels fest. Letztlich führte aber der Fund der bauzeitlichen Zier aus dem Giebeldreieck in einem der zahlreichen Nebengebäude dazu, dass sich die Denkmalbehörden dem Votum der Bauherrschaft und dem planenden Architekturbüro anschlossen, sodass die Rekonstruktion des Giebels angegangen wurde. Zuvor



war bereits abgestimmt worden, dass die Überarbeitung der Fassaden das Ziel haben sollte, dieser wieder die Erscheinung zu geben, die sie die längste Zeit ihres Bestehens gehabt hatte. Denn die restauratorische Untersuchungen belegten, dass sowohl im Barock als auch im Klassizismus die Fassade weiß gestrichen war. Erst in den 1970er-Jahren war ein stark zementhaltiger, gelblich durchgefärbter Putz aufgetragen worden (Abb. 5). Durch die Wiederherstellung der historischen Fassadenfarbigkeit und die Rekonstruktion des Giebeldreiecks hat Schloss Fasanerie wie selbstverständlich seinen ursprünglichen Platz im Zusammenspiel mit der umgebenden Parklandschaft wiedergewonnen (Abb. 6).

Abb. 5:
Die Südfassade vor der Instandsetzung, noch ohne Giebel und mit ockerfarbenem Putz
Foto: Kulturstiftung des Hauses Hessen

Abb. 6:
Die Südfassade nach der Instandsetzung in der ursprünglichen Putzfarbe und mit rekonstruiertem Giebel und originaler Giebelzier
Foto: R.-J. Braun, LfDH

DIE BAUGESCHICHTE ALS QUELLE FÜR URSACHENFORSCHUNG UND SCHADENSBEHEBUNG

Wie wichtig die Kenntnis der Baugeschichte für alle am Bau beteiligten Fachplanerinnen und -planer ist, zeigen die gut vorbereiteten und durchdachten Planungen der notwendigen statischen Maßnahmen im Dachtragwerk über dem Thronsaal und dem Antikensaal (Abb. 7). Die sogenannten kleinen Säle befinden sich nördlich und südlich des Großen Saales über dem Hauptportal. Die Dachwerke über beiden Sälen sind identisch und wohl zur gleichen Bauzeit entstanden beziehungsweise verändert worden.

Rissbildungen im Deckenbereich sowie in der Raumschale der Außenwände hatten die Befürchtung nahegelegt, dass die Dachtragwerke ihre Funktion nicht mehr zuverlässig erfüllten. Es wurde ein verformungsgerechtes Aufmaß erstellt und zusätzlich durch Bauteilöffnungen, die aufgrund der kunsthistorisch wertvollen Innenraumgestaltung von außen erfolgen musste, gravierende Schwachpunkte in der historischen Dach-

konstruktion nachgewiesen. Eingedenk der abwechslungsreichen Baugeschichte von Schloss Fasanerie suchte das planende Ingenieurbüro nach Gründen für die Schwachpunkte der Konstruktion. Dabei wurde deutlich, dass das barocke Mansarddach im 19. Jahrhundert wohl im Rahmen der Umbaumaßnahmen unter Johann Conrad Bromeis und Kurfürst Wilhelm II. erheblich verändert worden sein musste, um in den darunterliegenden Sälen eine gewölbte Decke einzubauen. Hierzu waren Dachbalken entfernt, eine bogenförmige Brettkonstruktion zur Einwölbung eingebaut und die Stuhlsäulen eingekürzt worden. Übrig blieb eine stark geschwächte Dachkonstruktion, die sich in der Durchbiegung der Mansardbalkenebene, dem Absinken des Scheitels des Tonnengewölbes und dem Ausweichen der Traufwände nach außen offenbarte.

Erhebliche Schäden müssen bereits kurz nach der Veränderung der Dachkonstruktion im 19. Jahrhundert eingetreten sein, lässt sich doch der Einbau horizontaler Zugbänder aus Stahl und die Aufhängung der Bogenbinder

Abb. 7:
Der Antikensaal
vor der Instandsetzung
Foto: A. v. Einsiedel,
Kulturstiftung des
Hauses Hessen



ebenfalls in diese Zeit datieren. Diese Kompensationsmaßnahmen verhinderten zwar den unmittelbaren Einsturz, vermochten jedoch nicht der fortschreitenden Schädigung Einhalt zu gebieten. Im Zuge der Instandsetzungsarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg ist zwar ein Mangel im statischen System erkannt worden, jedoch reichte der damalige Einbau einer Firstpfette nicht aus, um die Tragwerke zu konsolidieren. Um weitere Verformungen zu verhindern, wurde eine Notsicherung im Jahr 2006 durchgeführt, deren Wirkung in der folgenden Zeit mit einem Monitoringsystem überprüft wurde (Abb. 8).

Das Zurückführen der Verformungen wurde von allen Beteiligten als nicht zielführend erachtet: Zu groß war die Gefahr unkalkulierbarer Schäden am Dach- und Mauerwerk, besonders jedoch an den wertvollen Innenraumschalen. So wurde eine Konsolidierung des vorgefundenen Zustandes angestrebt. Um weiteres Auseinanderdriften der Traufwände und Absinken der Tonnenscheitel zu verhindern, wurden in allen Binderachsen über dem Thron- und dem Antikensaal Zangenkon-

struktionen angeordnet, die die Biegelast des Mansardbalkens aufnehmen. Nachspannbare Querverspannungen verhindern weitere horizontale Bewegungen der Außenwände. In einem weiteren Schritt wurden durch tierischen und pflanzlichen Befall geschädigte Holzbauteile zimmermannsmäßig repariert, zudem wurde die Deckentonne an den Gurtbögen zusätzlich gesichert.

Der Denkmalwert baulicher Zeugnisse der Vergangenheit liegt nicht allein in ihrer vordergründigen Erscheinung, sondern in ihrem gesamten Zusammenspiel von Tragwerk, Wand- und Deckenaufbau, in den verwendeten Materialien und nicht zuletzt in allen Spuren ihres Gebrauchs, ihrer Reparaturen und Veränderungen als Spiegel ihrer eigenen Geschichte und der ihrer Nutzerinnen und Nutzer. Die Kenntnis dieser Spuren, Reparaturen und Veränderungen ermöglichen uns und auch nachfolgenden Generationen, Schadensursachen zu ermitteln und mit den technischen Möglichkeiten der eigenen Zeit zu beheben – ohne wichtige Spuren zu zerstören.

Abb. 8:
Das ertüchtigte
Tragwerk

über dem Antikensaal
Foto: M. Reith, Architekturbüro Reith-Wehner-Storch, Fulda





Abb. 9:
Das Phillipsruher
Zimmer

mit einem Porträt der
Landgräfin Anna von
Franz Xaver Winterhal-
ter (1805–73)

Foto: A. v. Einsiedel,
Kulturstiftung des
Hauses Hessen

DAS SCHLOSS ALS MUSEUM ODER DAS MUSEUM IM SCHLOSS

Hauptdiskussionsthema der ›Dritten gemeinsamen Tagung von Denkmalpflege und Heimatschutz‹ im Jahr 1920 in Eisenach war das Schicksal der deutschen Fürsten- und Herrscherschlösser, die sich seit 1918 in staatlichem Besitz befanden (Tagungsbericht, S. 146). Bei der überwiegenden Anzahl der betroffenen Liegenschaften handelte es sich um ehemalige preußische Schlösser der Hohenzollern oder der Wittelsbacher in Bayern. In Hessen war Schloss Fasenerie, anders als etwa Schloss Wilhelmshöhe in Kassel, von der Verstaatlichung nicht betroffen, da es 1830/31 in den Privatbesitz der Hessischen Landgrafen übergegangen war. Seit 1928 übernimmt die Hessische Hausstiftung die Aufgabe der Bewahrung und Vermittlung des kulturellen Erbes des Hauses Hessen.

Nach dem Tod der letzten Bewohnerin von Schloss Fasenerie, Landgräfin Anna, im Juni 1918 standen Schloss und Park zunächst verwaist (Abb. 9). Erst Landgraf Philipp, der in Darmstadt und Berlin Kunstgeschichte studiert hatte und sich in seiner langjährigen Wahlheimat Rom als Innenarchitekt betätigt und fundierter Kenner antiker Kunst erwiesen hatte, öffnete

nach dem Zweiten Weltkrieg die Pforten von Schloss und Park Fasenerie für die Öffentlichkeit. Die ersten Räume wurden 1951 präsentiert und zeigen, als sogenannte period rooms ausgestattet, die fürstliche Wohnkultur des 18. und 19. Jahrhunderts. Dabei ist nur ein geringer Teil der Exponate seit jeher im Schloss Fasenerie beheimatet. Der Großteil wurde aus ehemaligen Liegenschaften des Hauses Hessen, wie Schloss Rumpenheim bei Offenbach und Schloss Philippsruhe bei Hanau zusammengetragen. Die Besucherinnen und Besucher sollten nacherleben, ›wie ein Schloss aussah, das eine fürstliche Familie durch zwei Jahrhunderte bewohnte und in dem jede Generation die von ihr bewohnten Räume dem Geschmack ihrer Epoche entsprechend gestaltet hat (Rainer von Hessen, S. 130). Hierfür stattete er zum einen Räume mit historischen Tapeten, textilen Wandbespannungen und Fensterbehängen, Teppichen, Möbeln und Gemälden aus. Zum anderen ließ er in den durch die Kriegseinwirkungen geschädigten Gebäudeteile neue Oberflächen schaffen, die mit der jeweils gezeigten Raumausstattung kongenial harmoniert. Einzelne Sammlungsschwerpunkte, wie etwa die über Generationen weiter ge-

wachsene umfangreiche Porzellansammlung des Hauses Hessen oder die von Landgraf Philipp selbst zusammengetragene herausragende Antikensammlung, stellen den Gästen verschiedene Sammlerpersönlichkeiten aus dem Haus Hessen vor. Nicht allein die wohl-durchdachte Komposition der Ausstellungsräume, sondern besonders die zurückhaltenden jüngsten Restaurierungen, die darauf bedacht waren, die historischen Gebrauchsspuren sichtbar zu belassen, vermitteln den Eindruck, als könne der jeweilige Bewohner des Raumes im nächsten Moment zurückkommen. Anders als viele Schlösser in staatlicher Hand, zeigt Schloss Fasanerie mehrere Ausstattungsepochen und gibt einen Überblick über die imposante Kunstsammlung des Hauses Hessen. Zugleich vermitteln das Schloss und seine Einrichtung durch die Ablesbarkeit der geschichtlichen Entwicklung ein hohes Maß an Authentizität, die der gesamten Anlage ihren besonderen historischen, künstlerischen und baukünstlerischen Zeugniswert verleiht.

HISTORISCHE BRÜCHE SICHTBAR ERHALTEN

Die zahlreichen Brüche, die Schloss Fasanerie im Laufe seines über 300-jährigen Bestehens durch Umbauten, Besitzerwechsel, Vernachlässigung, Kriegsbeschädigung und Umnutzung erfahren hat, ablesbar zu lassen, kann als Quintessenz der jüngsten Instandsetzungsmaßnahme bezeichnet werden. Das wechselvolle Schicksal von Schloss Fasanerie steht im Klei-

nen stellvertretend für die jeweiligen großen historischen Ereignisse. Mit der auf denkmal-fachlicher Ebene entwickelten Entscheidung, alle drei Hauptbauphasen bei dem Projekt gleichberechtigt nebeneinander zu stellen, ist es gelungen, die Geschichte des Schlosses, seiner Bewohnerinnen und Bewohner sowie Gestalterinnen und Gestalter als lebendige Zeugnisse in unsere Zeit zu tragen und für kommende Generationen zu bewahren (Abb. 10).

LITERATUR

Tilo Eggeling, *Königsschlösser – Museumschlösser. Entstehung, Geschichte und Konzeption der Preußischen Schlösserverwaltung* (Berlin 1991).

Hessische Hausstiftung (Hg.), *Schloss Fasanerie. Museum und Kunstsammlung des Hauses Hessen* (Eichenzell 2012).

Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Waldecksche Dominialverwaltung (Hg.), *Die Sanierung des Residenzschlosses Arolsen 1986–2009* (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Bd. 14, Stuttgart 2009).

Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Hausakte, *Schloss Fasanerie*.

Rainer Prinz von Hessen, *Die Hessens. Geschichte einer europäischen Familie* (Petersberg 2016).

Tagungsbericht der Dritten gemeinsamen Tagung von Denkmalpflege und Heimatschutz (Eisenach 1920, Faksimile des stenographischen Berichts: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/stenographischer_bericht1920/0098 (abgerufen am: 17.2.2022)).



Abb. 10:
Schloss Fasanerie
in Eichenzell

von Westen
Foto: photoplus-graphic – Ch. Tech,
Kulturstiftung des
Hauses Hessen



Blickpunkt

DIE NIBELUNGENBRÜCKE ZWISCHEN WORMS UND LAMPERTHEIM EIN SCHLÜSSELBAU DER INGENIEURBAUKUNST

Henriette von Preuschen

Die Nibelungenbrücke, die erste Spannbetonbrücke über den Rhein, bedeutete den Durchbruch des Freivorbauverfahrens für den Brückenbau in Stahlbeton (Abb. 1). Materialsparend, schnell und wirtschaftlich gegenüber dem Stahlbau revolutionierte diese Technik den Brückenbau und fand in der Folge weltweit Anwendung und vielfältige Weiterentwicklung. Als technische Pionierleistung der Erbauer Ulrich Finsterwalder und Gerd Lohmer ist die Brücke von technischer, technikgeschichtlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Bedeutung. Derzeit ist noch ihr Abbruch für 2028 geplant. Ein Fachkolloquium im vergangenen Herbst zeigte jedoch die Möglichkeiten ihrer Instandsetzung auf der Grundlage verfeinerter Nachrechnungen und innovativer Technologien auf.

DIE ERNST-LUDWIG-BRÜCKE DER MAN VON KARL HOFMANN

Seit dem 9. Jahrhundert ist eine Fährverbindung über den Rhein bei Worms bekannt. 1854/55 wurde diese durch eine Schiffsbrücke rund 50 m südlich der heutigen Straßenbrücke ersetzt (Abb. 2). Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war durch die Rheinregulierung geprägt. Die bedeutende europäische Wasserstraße wurde für Dampf- und immer größere Lastschiffe schiffbar. Auf Betreiben des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt wurden in den 1880er-Jahren Pläne zum Bau einer festen Brücke konkretisiert. Zwei Archi-

tektenwettbewerbe folgten: einer für eine Straßenbrücke und einer für eine Eisenbahnbrücke 1,7 km weiter nördlich bei Hofheim.

Die Straßenbrücke war als dreibogige Stahlfachwerkkonstruktion mit aufgeständerter Fahrbahn auf Pfeilern mit Senkkastenfundamenten konzipiert. Die Vorlandbrücken auf beiden Seiten sind als Stampfbetongewölbe konstruiert. Je ein Brückenturm in Form mittelalterlicher Burgtürme oder Stadttore entstand auf jeder Rheinseite (Abb. 3). Errichtet wurde die Brücke von der Maschinenbau-Aktiengesellschaft Nürnberg (MAN), Zweigwerk Gustavsburg, zusammen mit der Baufirma Grün & Bilfinger (Mannheim) nach Entwürfen des Wormser Stadtbaumeisters Karl Hofmann (1856–1933). Hofmann war später Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt. Die Bauarbeiten begannen 1896. Die Einweihung des zu Ehren des Großherzogs Ernst-Ludwig-Brücke genannten Bauwerks fand am 26. März 1900 statt. Die neuen Brückenverbindungen über den Rhein sorgten für eine Blütezeit der Stadt Worms um 1900.

KRIEGSZERSTÖRUNG UND WETTBEWERB FÜR DEN NEUBAU DER BRÜCKE

Am 20. März 1945 wurde die Ernst-Ludwig-Brücke durch deutsche Truppen gesprengt, um den Vormarsch alliierter Verbände zu verhindern. Es blieben die Reste der Brückenpfeiler und die beiden Tortürme erhalten. Die Rheinquerung war nur mit einer Fähre und einer

Abb. 1:
Die Nibelungenbrücke,
2022

Foto: Ch. Krienke, LfDH





Abb. 2:
Die Stadt Worms
mit Schiffsbrücke
im Jahr 1894

Stich von Peter Becher
aus Frankfurt a. M.
Grafik: Stadtarchiv
Worms, Abt. 217, Nr. 1035

Abb. 3:
Die Ernst-Ludwig-
Brücke im Jahre 1900

Foto: Stadtarchiv
Worms, Abt. 302,
CH0521. Ch. Herbst,
Gesamtansicht auf die
neue Straßenbrücke/
Ernst-Ludwig-Brücke



Behelfsbrücke bei der ebenfalls gesprengten Eisenbahnbrücke möglich.

1951 wurde daher ein beschränkter Wettbewerb für die neue Brücke durchgeführt. Vorgabe waren der Erhalt der noch intakten Vorlandbrücken, der Abbruch des rechtsrheinischen erheblich beschädigten Turmes sowie, auf Forderung der Stadt Worms, der Erhalt des linksrheinischen Turmes. Dies war in einer Zeit, die dem Historismus in der Architektur ablehnend gegenüberstand, ungewöhnlich.

Es wurden sowohl Entwürfe für Stahl- als auch für Spannbetonbrücken eingereicht. Die Entscheidung fiel für den Wettbewerbsbeitrag des Ingenieurs Ulrich Finsterwalder, Chefingenieur der Firma Dyckerhoff & Widmann KG. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in einer Zeit

anhaltender Stahlknappheit, plante Finsterwalder nicht weniger als die erste und größte Stahlbetonbrücke in Spannbeton im freien Vorbau über den Rhein (Abb. 4).

ULRICH FINSTERWALDER (1897–1988)

Ulrich Finsterwalder war langjähriger Chefingenieur bei Dyckerhoff & Widmann. Er verantwortete Pionierleistungen von der Konzeption dünner Kuppelschalen und Tonnendächer (etwa Markthalle Basel, 1928), über Bootskörper aus Leichtbeton (»Betonschiffbau« im Zweiten Weltkrieg) bis hin zu Stahlbetonbauten in Schalenbauweise (etwa das Schalendach aus Spannbeton der Schwarzwaldhalle in Karlsruhe, 1953). Nach dem Zweiten Weltkrieg legte er einen Schwerpunkt im Spannbetonbrücken-



bau. Finsterwalder war maßgeblich verantwortlich für die Entwicklung des Dywidag-Spannverfahrens und den Freivorbau im Brückenbau.

GERD LOHMER (1909–81)

Der Architekt Gerd Lohmer aus Köln war für die baukünstlerische Gestaltung des Brückenentwurfs verantwortlich. Er war Schüler von Paul Bonatz und wirkte ab 1934 als künstlerischer Berater im Brückenbau sowie im Fall der Reichsautobahn. Lohmer war selbst Bildhauer, studierte dann Architektur und spezialisierte sich in der Folgezeit auf den Brückenbau. Er arbeitete mit herausragenden Ingenieuren zusammen, neben Finsterwalder auch mit Fritz Leonhardt (1909–99). Beteiligt unter anderem an der Fehmarnsundbrücke an der Ostsee (1960–63), diversen Rheinbrücken wie der Konrad-Adenauer-Brücke in Bonn (1967–72) oder der Rheinbrücke Düsseldorf-Flehe (1976–79), gilt er als einziger Architekt der Nachkriegszeit in Deutschland, der sich auf die baukünstlerische Gestaltung von Brücken konzentrierte.

Das neue Brückenbauwerk wurde zu je 25 Prozent durch die Länder Hessen und Rheinland-Pfalz finanziert; 50 Prozent übernahm das Bundesverkehrsministerium. Die Federführung für die Entwurfsbearbeitung und die Bauoberleitung lagen bei der Straßenverwaltung Rheinland-Pfalz. Nach dem Baubeginn im Jahr 1951 konnte in nur 23 Monaten Bauzeit am 30. April 1953 die Einweihung der Nibelungenbrücke gefeiert werden.



DER NEUBAU DER STROMBRÜCKE 1951–53

Die dreibogige Spannbetonbrücke, errichtet zwischen den beiden vom Vorgängerbau von 1897–1900 erhaltenen Vorlandbrücken und dem Brückenturm auf rheinland-pfälzischer Seite, hat eine Gesamtlänge von circa 745 m. Die unterschiedlichen Spannweiten der Bögen der Strombrücke links mit 101 m, der Mitte mit 114 m und rechts mit 104 m sind durch die wiederverwendeten Senkkastenfundamente des Vorgängerbaus begründet. Die Bögen werden aus je zwei Kragarmen gebildet, die eingespannt zwischen den Pfeilern mit einer Fuge aneinanderstoßen (Abb. 5).

Die Kragarme bestehen aus der Fahrbahnplatte und zwei Hohlkastenstegen. Diese sind mit den Hohlkästen der Pfeilerfüße monolithisch

Abb. 4: Neue Rheinbrücke Worms

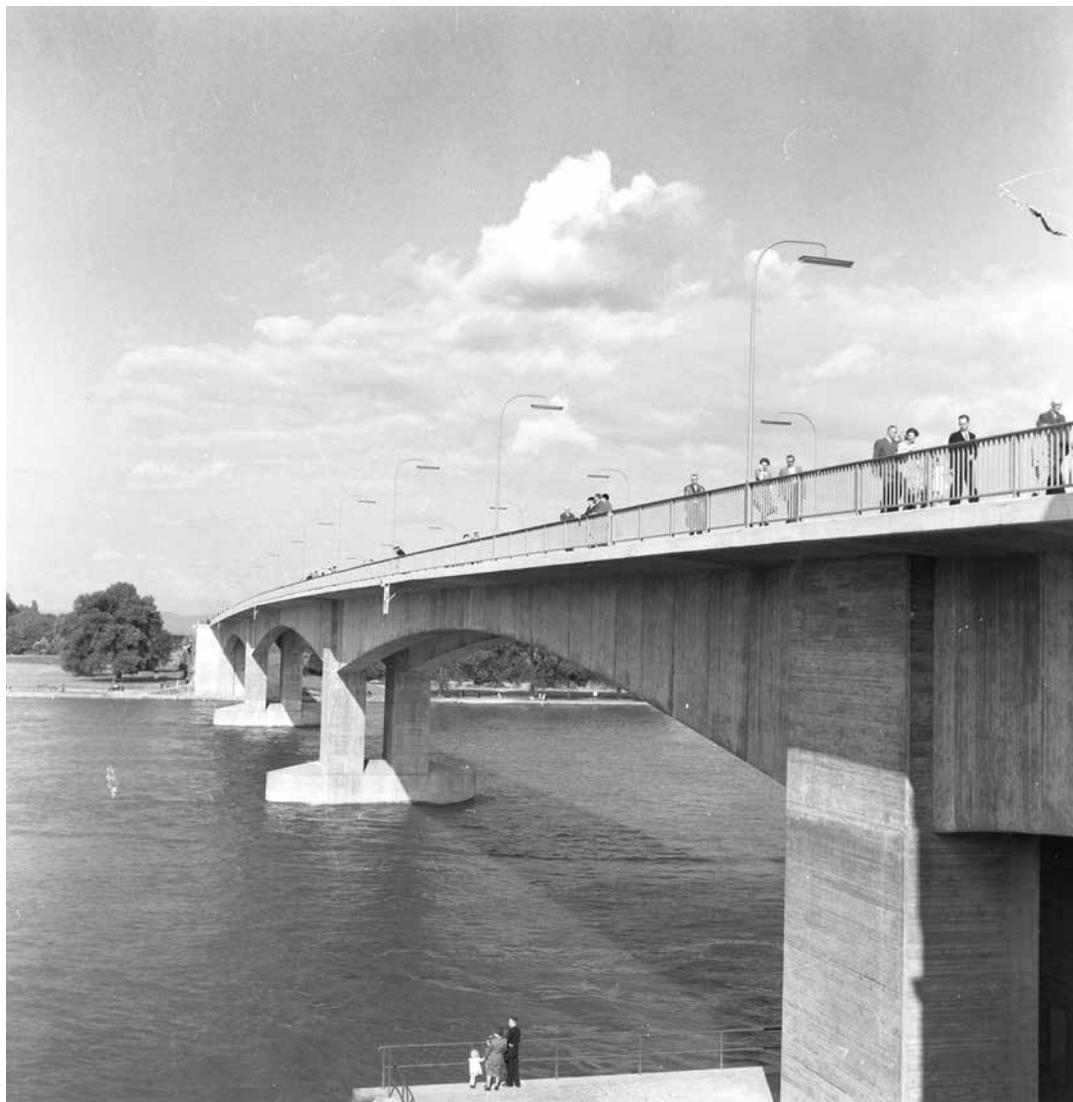
Zeichnung von Finsterwalder und Lohmer
Zeichnung: Stadtarchiv Worms, Abt. 204,
Nr. 17-06_04

Abb. 5: Freivorbau Zusammen- schluss der Kragarme, 1953

Foto: Stadtarchiv
Worms, Abt. 319, Nr. 1021

Abb. 6:
Oberflächengestaltung,
1950er-Jahre

Foto: Stadtarchiv
Worms: Abt. 319,
Nr. 890



verbunden. Die 14 m breite Fahrbahnplatte kragt an beiden Seiten der Brücke um 2,87 m aus. Dies beeinflusst gemeinsam mit den zwei Kragarmen die Licht-Schatten-Wirkung des Bauwerks, das seine Leichtigkeit durch die Teilung in jeweils zwei Pfeiler erhält. Lohmer beeinflusste die Form der Pfeiler und Kragarme und verantwortete damit die gelungenen Proportionen der Brücke sowie die Oberflächengestaltung. Aufgrund der hohen Qualität der Oberflächen war keine steinmetzmäßige Bearbeitung mehr notwendig (Abb. 6). »Wie eine gute Plastik soll die Brücke in ihrer Umgebung stehen. [...] man muss spüren, welche Teile tragen, welche getragen werden, wo die größte Dicke nötig, wo die kleinste Dünne möglich ist«, so Lohmer (Lohmer 1953, S. 72). Die Eleganz des Bauwerks wird besonders in der Entwurfszeichnung deutlich (Abb. 4).

TECHNISCHE INNOVATION

›FREIER VORBAU‹

Die Nibelungenbrücke war die erste Spannbetonbrücke im Freivorbauverfahren mit größerer Spannweite. Ulrich Finsterwalder brachte diese Methode zum Durchbruch. Die erste Stahlbetonbrücke im Freien Vorbau wurde 1930 von dem Ingenieur Emilio Henrique Baumgart (1889–1943) in Brasilien über den Rio do Peixe mit 68,5 m Spannweite errichtet. Zuvor war es notwendig gewesen, aufwendige und teure Lehrgerüste, die zudem die Schifffahrt behinderten, zu errichten. Nun wurden Vorbauwagen eingesetzt, die direkt an den Enden der zu errichtenden Brückenteile eingebracht wurden. Mit den Freivorbauwagen konnten kurze Teilstücke vor Ort betoniert und frei vorgebaut werden. Gleichzeitig an beiden Kragarmen beginnend, wachsen diese im Zuge des Betonier-

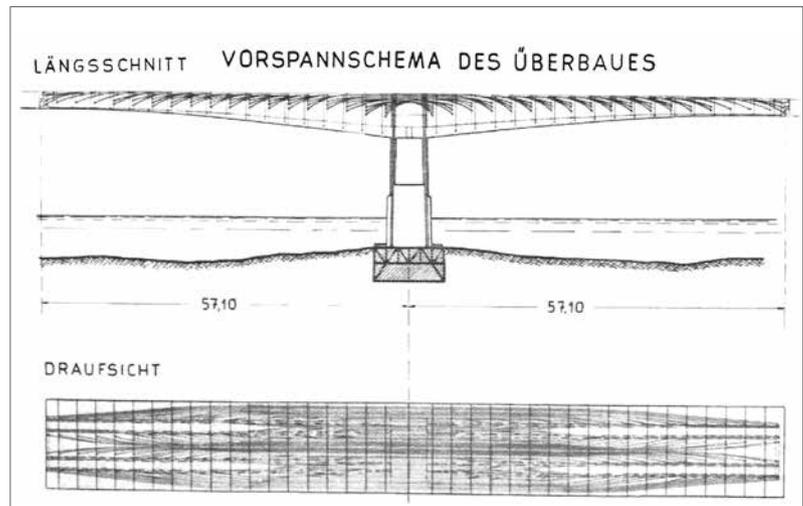
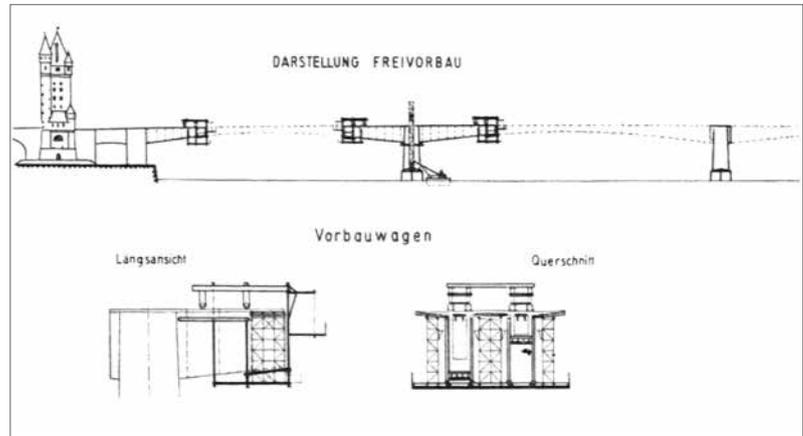
fortschritts aufeinander zu. Die Verbindung erfolgt schließlich im Scheitel. Die Abbildungen 7 und 8 verdeutlichen eindrücklich dieses Verfahren (Abb. 7 und 8). In der Kombination mit dem ebenfalls noch jungen Spannverfahren mit ›beschränkter Vorspannung‹, das Finsterwalder aufgegriffen und für die Firma Dywidag perfektioniert hatte, erlaubte das Verfahren des Freien Vorbaus das Überbrücken großer Spannweiten.

SPANNVERFAHREN MIT ›BESCHRÄNKTER VORSPANNUNG‹

Bei dem Spannverfahren mit ›beschränkter Vorspannung‹ wurden die Spannstäbe mit dünnen Blechrohren überzogen und erhielten an den Enden Gewinde, die mit Muttern und Platten im Beton verankert wurden. Sie wurden gegen den erhärtenden Beton vorgespannt und dann Zementleim in den Hohlraum eingepresst, um so den Verbund zwischen Spannstäben und Beton herzustellen. Finsterwalder hatte die Praxistauglichkeit des Dywidag-Spannbetons in Verbindung mit dem Freivorbau kurz vor dem Bau der Nibelungenbrücke mit der Lahnbrücke in Balduinstein (1950/51) bei noch sehr viel geringerer Spannweite von 62 m und der Neckarbrücke in Neckarrems (1951) unter Beweis gestellt. Die Nibelungenbrücke war nun die erste Brücke mit größerer Spannweite nach dem neuen Verfahren der beschränkten Vorspannung, das sich in der Folgezeit national und international durchsetzte und den Stahlbau bei weitgespannten Brücken allmählich zurückdrängte.

FOLGEBAUTEN IM DYWIDAG-SPANNVERFAHREN

Als Folgebauten im Dywidag-Spannverfahren können etwa die neue Moselbrücke in Koblenz, die sogenannte Europabrücke, von Finsterwalder gelten, die 1952–54 mit Spannweiten von 100,00 m + 105,00 m + 118,63 m errichtet wurde. Die Rheinbrücke Bendorf des Teams Finsterwalder und Lohmer erreichte eine Öffnung von 208 m (!). Sie wurde 1965 fertiggestellt und war damit damals die Brücke mit der größten Spannweite aller Spannbetonbrücken der Welt. Das Medway Viaduct von 1960–63 war die erste im Freivorbau erstellte Spannbetonbrücke in Großbritannien mit einer 152,4 m weiten Hauptöffnung und zwei weiteren Öffnungen von 95,3 m. Das Spannverfahren wurde durch zahlreiche namhafte Brückenbauunternehmen weiter-



entwickelt, die nun Brücken mit eigenen Verfahren errichteten. Die Nibelungenbrücke gilt als Wegbereiter für weitere Pionierleistungen im In- und Ausland. Als Schlaglichter mögen folgende Brücken genannt werden: die Mangfallbrücke von 1960 (von Finsterwalder als Fachwerk-Hohlkastenbrücke in Spannbeton im Freivorbau konzipiert), die General-Rafael-Urdaneta-Brücke über der Maracaibo-See des Ingenieurs Riccardo Morandi von 1962 als erste Schrägseilbrücke in Beton mit Fahrbahnträger aus Spannbeton-Hohlkästen. Die Dyckerhoff-Brücke von 1967, in Wiesbaden im Schiersteiner Hafen von Finsterwalder mit Lohmer errichtet, war mit 96 m Spannweite die erste in Leichtbeton ausgeführte Fußgängerbrücke (Abb. 9).

TECHNISCHE HERAUSFORDERUNG VON ERHALT UND INSTANDSETZUNG

2008 wurde wegen erhöhter Verkehrsbelastung unmittelbar südlich der Nibelungenbrücke zu ihrer Entlastung eine neue Spannbetonbrücke fertiggestellt. Die Nibelungenbrücke

Abb. 7 und 8: Schema Freivorbau und Freivorbauwagen und Vorspannschema des Überbaus mit Betonierabschnitten

In: U. Finsterwalder, G. Knittel, Die neue Spannbetonbrücke über den Rhein in Worms. In: Oberbürgermeister der Stadt Worms (Hg.), Die Nibelungenbrücke in Worms am Rhein. FS zur Einweihung und Verkehrsübergabe der neuen Straßenbrücke über dem Rhein am 30. April 1953 (Berlin/Heidelberg 1953) S. 41 u. 43



Abb. 9:
Die Dyckerhoff-Brücke
in Wiesbaden-Schier-
stein

Erste Fußgängerbrücke in Leichtbeton von Finsterwalder und Lohmer von 1967
Foto: Ch. Krienke, LfDH

selbst führt nun den Verkehr von Hessen nach Rheinland-Pfalz, die Gegenrichtung wird über die neue Rheinbrücke geführt. 2010 bis 2013 nahm Hessen Mobil in Zusammenarbeit mit den Denkmalfachbehörden von Rheinland-Pfalz und Hessen eine Grundsanierung und Ertüchtigung der Nibelungenbrücke mit Strombrücke und Vorlandbrücken vor.

Das Problem der nach den Lasten rechnerisch mangelnden Schubtragfähigkeit lösten die Ingenieure durch eine Berechnung der Brücke aus der Konstruktion Finsterwalders heraus, die auch dem Beton eine Verantwortung bei der Schubtragfähigkeit zuwies. Zusätzlich wurden unter anderem ergänzende Spannglieder im Inneren der kastenförmigen Stege eingebracht (Abb. 10). Die verantwortlichen Ingenieure Eberhard Pehlke und Tilman Zichner konstatierten: »Das Wissen um die Geschichte der Bautechnik half mit, dieses Meisterwerk der Ingenieurbaukunst zu erhalten, ohne Abstriche an seine Nutzung machen zu müssen.« (Pelke, Zichner, 2015, S.18)

Seit 2019 steht die Strombrücke unter anderem aufgrund zusätzlicher und erwarteter Verkehrsbelastungen sowie Defiziten bei der rechnerischen Schubbelastung zur Disposition. 2028 soll mit dem Abriss begonnen und ein Ersatzbau errichtet werden. Die Planung wurde vom Bund beim Landesbetrieb Mobilität RLP beauftragt. Planungsvorläufe unter Beteiligung der Denkmalbehörden stehen an. In den letzten Jahren haben sich die bautechnologischen Möglichkeiten für die statische Ertüchtigung von Brückenbauwerken enorm weiterentwickelt. Neben der großen Bedeutung der Nibelungenbrücke – inzwischen zum

»Wahrzeichen der Ingenieurbaukunst« durch die Bundesarchitektenkammer ausgezeichnet – bot dies den Anlass für ein Fachsymposium, das beide Denkmalfachbehörden gemeinsam mit dem Landesbetrieb Mobilität RLP und dem Institut für Steinkonservierung e. V. am 14. September 2021 ausrichteten. Ziel des Fachkolloquiums war es, Möglichkeiten für den Erhalt der Brücke auszuloten.

ÖFFENTLICHES FACHGESPRÄCH »DIE NIBELUNGENBRÜCKE WORMS: ZUR ZUKUNFT EINES BEDEUTENDEN INGENIEURBAUWERKS«

Das Kolloquium fand große Resonanz in der Fachwelt. Die Bedeutung der Brücke, die Umstände der erfolgten Sanierung, Argumente für ihren Abriss und mögliche Instandsetzungsmethoden wurden diskutiert. Experten etwa der HTWG Konstanz, der TU Dortmund, der TU Dresden und der EPFL Lausanne berichteten über innovative Möglichkeiten verfeinerter statischer Nachrechnungsmethoden sowie über den Stand der Ertüchtigung von Spannbetonbrücken mit den zukunftsweisenden Baustoffen Carbonbeton oder Ultra-Hochleistungs-Faserverbund-Baustoff (UHFB).

Denn inzwischen sind neue Verstärkungsverfahren, etwa der bewehrte oder unbewehrte zementgebundene Ultra-Hochleistungs-Faserverbund-Baustoff (UHFB) in benachbarten Ländern auch an großen Ingenieurbauwerken erprobt worden, die sich bewährt haben und inzwischen sogar etabliert sind. Die Chillon-Viadukte in der Schweiz etwa wurden 2013/14 mit der UHFB-Technologie instand gesetzt. Auch aufgrund der geringeren Baukosten



gegenüber dem Neubau ist diese Instandsetzungsmethode inzwischen Standard in der Schweiz. Die dünn aufgetragene Carbonbetonschicht führt zu einer statischen Verbesserung und verändert die Außengeometrie nur in geringem Maße. Mit dieser Methode wurden etwa die drei Autobahnbrücken am Westkreuz Frankfurt a. M. instand gesetzt.

Sinnvoll wäre, so das Resümee, eine verfeinerte Nachrechnung auf einer höheren Nachweistufe als bisher erfolgt vorzunehmen. Ebenso sollte eine Zustandsermittlung am Bau mit moderner Messtechnik erfolgen, um die aktuelle Betonfestigkeit, die über die Jahre in der Regel zunimmt, zu ermitteln. Zudem sollten auf dieser Grundlage die Möglichkeiten statischer Ertüchtigung zum Beispiel durch Carbonbeton oder UHFB erhoben werden.

Der Bausektor ist zu einem erheblichen Anteil für den Ausstoß von CO₂-Emissionen verantwortlich. So wäre eine ressourcenschonende Weiternutzung auch ein großer und positiver Beitrag zum Klimaschutz. Derzeit wird beim Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur geprüft, ob bis 2028 parallel zur Ersatzbauplanung geeignete Voruntersuchungen zum Erhalt und zur Ertüchtigung der bestehenden Brücke angestrengt werden könnten.

FAZIT

Die Bedeutung der Nibelungenbrücke als Meilenstein der Geschichte der Ingenieurbaukunst ist inzwischen anerkannt. Nun gilt es, die in den letzten Jahren sich rasant fortentwickelnden Möglichkeiten für die Instandsetzung von Betonbauwerken und ihrer rechnerischen Nachweisbarkeit zum Wohle dieses Baus zu nutzen.

LITERATUR

Dengiz Dicleli, *Die Nibelungenbrücke Worms*. In: *Bundesingenieurkammer (Hg.), Wahrzeichen der Ingenieurbaukunst in Deutschland* (27, Berlin 2020).

›Die Nibelungenbrücke Worms – Zur Zukunft eines bedeutenden Ingenieurbauwerks‹, öffentliches Fachgespräch, 14. September 2021, Veranstaltung der GDKE, Direktion Landesdenkmalpflege, des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen und des Landesbetriebs Mobilität Rheinland-Pfalz in Kooperation mit dem Institut für Steinkonservierung e. V., hier vor allem Vorträge und Stellungnahmen von Eugen Brühwihler, Manfred Curbach, Herbert Duda, Michael Fahrig, Andreas Jackmuth, Alexander Karakas, Jeanette Orłowsky (Veröffentlichung in Vorbereitung).

Ulrich Finsterwalder, Georg Knittel, *Die neue Spannbetonbrücke über den Rhein in Worms*. In: *Oberbürgermeister der Stadt Worms (Hg.), Die Nibelungenbrücke in Worms am Rhein. FS zur Einweihung und Verkehrsübergabe der neuen Straßenbrücke über dem Rhein am 30. April 1953 (Berlin/Heidelberg 1953)* S. 37–54.

Ulrich Finsterwalder, *Bau der Straßenbrücke über den Rhein bei Worms*. In: *Beton- und Stahlbetonbau* 48, 1953, Heft 1, S. 1–5.

Gerd Lohmer, *Die architektonische Gestaltung der Nibelungenbrücke in Worms*. In: *Beton- und Stahlbetonbau* 48, 1953, Heft 1, S. 71–74.

Eberhard Pelke, Tilman Zichner, *Ertüchtigung der Nibelungenbrücke Worms*. Sonderdruck aus: *Beton- und Stahlbetonbau* 110, 2015, Heft 2.

Abb. 10: Die Nibelungenbrücke im Jahr 2022

mit der Entlastungsbrücke von 2008 im Hintergrund

Foto: Ch. Krienke, LfDH



Blickpunkt

DAS MARBURGER LANDGRAFENSCHLOSS IM SPIEGEL ARCHÄOLOGISCHER FORSCHUNGEN

Christa Meiborg

Die umfangreichen Ausgrabungen im Westflügel des Marburger Landgrafenschlosses brachten 1989/90 die Überreste einer bis dahin unbekannt frühen Burganlage zutage. Die umfassende wissenschaftliche Bearbeitung dieser Ausgrabungsergebnisse findet seit 2015 am Sachgebiet für Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der hessenARCHÄOLOGIE in der Außenstelle Marburg des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen (LfDH) statt. Pünktlich zur 800-Jahr-Feier der Stadt Marburg im Jahr 2022 wird dieses Projekt mit der Einreichung des abgeschlossenen Manuskriptes für die hauseigenen Schriftenreihe »Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen« erfolgreich beendet werden (Abb. 1).

EINFÜHRUNG

Das Marburger Schloss spielte als Residenz der hessischen Landgrafen nicht nur für die Stadtgeschichte, sondern auch für die Entwicklung der Landgrafschaft Hessen eine wichtige Rolle. Die Anlage hat in ihrer über tausendjährigen Geschichte zahlreiche Besitzerwechsel erlebt und vielfältige Nutzungsänderungen erfahren. Die Anfänge der Besiedelung auf dem kleinen Plateau können heute mithilfe der Forschungsergebnisse der Archäologie bis in das späte 9. oder das 10. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Die weithin sichtbare Burganlage thront auf einer isolierten Kuppe des Marburger Rückens in etwa 287 m Höhe oberhalb des Lahntales (Abb. 2).

Seit dem späten 19. Jahrhundert steht die Burganlage im Mittelpunkt zahlreicher baugeschichtlicher und historischer Studien. Anhand der Schriftquellen und der bauhistorischen Analysen ließ sich die Geschichte der Burg »nur« bis in das 12. Jahrhundert fassen, während die Anfänge weiterhin im Dunkeln blieben. Erst mit dem Beginn der umfangreichen Sanierungsmaßnahmen der Kernanlage zwischen 1977 und 1997 wurden im Vorfeld bzw. während der jeweiligen Sanierungsarbeiten auch archäologische Untersuchungen im Inneren der Gebäude und in den angrenzenden Außenbereichen durchgeführt. Diese erlaubten es, im wahrsten Sinne des Wortes »tiefe Einblicke« in die Frühzeit der Anlage zu nehmen (Abb. 3).

Abb. 1: Konserviertes Ausgrabungsareal im Westflügel

Blick nach Nordwesten
zwischen Turm (rechts)
und Ringmauer (links)
Foto: R.-J. Braun, LfDH





Abb. 2:
Westflügel des
Marburger Schlosses
Im Sockelbereich
unterhalb der ersten
Fensterreihe liegt das
Ausgrabungsareal.
Foto: R.-J. Braun, LfDH

AUSGRABUNGEN 1989/90 IM WESTFLÜGEL

Im August des Jahres 1989 begann eine Ausgrabung im 1. Obergeschoss (Westsaal), mit der die Wissenschaftliche Baugrund-Archäologie e.V. (WiBA) unter der örtlichen Leitung der Autorin beauftragt worden war. Im Vorfeld der umfassenden Sanierung bot sich so endlich die Gelegenheit, das »Rätsel« des hohen Mauersockels unter dem Westflügel mithilfe gezielter Ausgrabungen im Gebäudeinneren zu lösen. Sehr bald traten dort vielfältige Mauerwerkstrukturen und rotsandige Planierschichten zutage, die im Inneren des Gebäudes bis in 8 m Tiefe reichten. Während der 15 Monate dauernden Kampagne wurde nun die Chance ergriffen, ein jahrhundertlang unberührtes Areal mit einem großen Team von Archäologinnen und Archäologen komplett auszugraben. Um den Fortgang der Untersuchungen zu gewährleisten, mussten allerdings die fünf tragenden Säulen in der Saalmitte entlastet werden – eine große technische Herausforderung! Die in Backsteinbauweise um einen Stahlkern ausgeführten Säulen mit einem Eigengewicht von jeweils 50 Tonnen waren bei der Sanierung von 1880 in den Saal eingebracht worden, um die gleichzeitig eingebauten preußischen

Kappendecken zu stützen. Die Architekten entwickelten daraufhin eine brückenartige Stahlkonstruktion, die relativ kostengünstig und leicht demontierbar war und im darüberliegenden Stockwerk (2. Obergeschoss) eingebracht wurde (Abb. 4). Die mittleren Stützen wurden nun an die Konstruktion angehängt und schwebten mit ihren Basen während der Ausgrabung frei im Raum, während die äußeren beiden Säulen auf der historischen Baubsubstanz gründeten (Abb. 5).

Während der Ausgrabung fertigte das Grabungsteam insgesamt 660 Detailzeichnungen und viele großformatige Übersichtspläne, knapp 3.200 Diapositive, zahlreiche Schwarz-Weiß-Fotos und eine umfangreiche schriftliche Dokumentation an. Auch nach Abschluss der Ausgrabungen erfolgte eine Vielzahl an weiteren Detailuntersuchungen. Hierzu zählen die numismatische Bestimmung der Fundmünzen (Abb. 6), die osteologische Bearbeitung der Tierknochen und die Analyse der Mörtelproben. Wichtige Hinweise zur absoluten Datierung der Fundschichten lieferten dendrochronologische Bestimmungen von Holzresten und Analysen von Holzkohlen sowie Tierknochen mittels der Radiokarbonmethode.

DIE AUSGRABUNGEN IM WILHELMSBAU, IM LEUTEHAUS UND IM SAALBAU ZWISCHEN 1978 UND 1993

Eine erste größere Ausgrabung in der Kernanlage fand bereits 1978 im Kellergeschoss des zwischen 1493 und 1497 errichteten Wilhelmsbaus statt (Abb. 7, rechts). Mit dieser Aufgabe wurde die Marburger Arbeitsgruppe für Bauforschung und Dokumentation (heute Freies Institut für Bauforschung und Dokumentation e. V., IBD) unter der Leitung von Elmar Altwasser betraut. Da das Gebäude mit seinen Fundamenten an den Nordosthang der Bergkuppe gesetzt worden war, trat unter der östlichen Kellersohle erst in 1,50–1,70 m Tiefe der Felsen zutage. In diesem umbauten Bereich kamen die Überreste von mehreren Mauerfundamenten und Planierschichten früherer Bauphasen zum Vorschein. Sie sprechen dafür, dass wohl bereits im späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert an dieser Stelle ein Burggebäude entstanden war, an welches die zweite Marburger Stadtbefestigung (vermutlich um 1234/35 errichtet) anband.

Die Ausgrabung 1985/86 konzentrierte sich auf einen Bereich unterhalb des sog. Leutehauses im Nordosten des Bergplateaus (Abb. 7, Mitte rechts). Das Gebäude wurde im ausgehenden 13. Jahrhundert als Versorgungs- und Küchenbau errichtet. Da der Felsen nach Norden abfällt, setzte man auch dieses Gebäude mit seiner Außenseite an den Hang und versah es mit einem Kellergeschoss an der Nordseite. Im südlichen Abschnitt unter dem Gebäude legte Gail Larrabee erstmals Überreste der frühen Burganlage frei, darunter auch die Fortsetzung der großen Umfassungsmauer aus dem 12. Jahrhundert. In diesem Sockelbereich waren innerhalb der 4 m hohen Planierschichten neben Baurelikten auch zahlreiche Fundgegenstände – beispielsweise Keramikfragmente aus dem 9./10. Jahrhundert – erhalten geblieben.

Im südwestlichen Kellerbereich unter dem heutigen Nordflügel (früher ›Saalbau‹) steht ein 8,80 × 7,00 m messender Mauersockel, der den an dieser Stelle aufragenden Buntsandstein teilweise umschließt (Abb. 7, Mitte links). Im Zuge der Verlegung einer Fußbodenheizung im Erdgeschoss des ›Waldecker Saales‹ war es möglich, das Innere dieses Sockels 1992/93 auszugraben. Die Arbeiten wurden von der Archäologischen Denkmalpflege



Abb. 3:
Zentraler Turm der
Burganlage

Während der Ausgrabungen 1989/90 wurde der zweiphasige steinerne Turm mit acht Metern Höhe freigelegt. Foto: S. Wielonek, WiBA

Abb. 4:
Brückenartige Stahl-
konstruktion

Im 2. Obergeschoss montierter Einbau zur Entlastung der Säulen im darunterliegenden Westsaal. Foto: S. Wielonek, WiBA

Abb. 5:
Westsaal mit ›aufge-
hängten‹ Säulen

Blick nach Südosten in das Ausgrabungsareal 1990. Foto: R.-J. Braun, WiBA



Abb. 6:
Handheller aus Silber
 Prägeort Schwäbisch-Hall; drittes Drittel des 13. Jahrhunderts
 Foto: N. Klüßendorf, Marburg

des LfDH unter der Leitung von Ulrike Söder durchgeführt. Im Laufe der Ausgrabung zeigte sich innerhalb des ummauerten Areals ein kleinerer Sockel, der Teil der Fundamentierung des östlich angrenzenden Leutehauses ist. Hierbei wurde deutlich, dass man den nach Norden steil abfallenden Felsen während der Bauarbeiten im späten 13. Jahrhundert mit in die Fundamentierung einbezogen hatte. Auch hier wurde der Höhenunterschied von bis zu 7,20 m zum Innenhofniveau durch eine mächtige Sandaufschüttung nivelliert.

Durch die großflächigen Ausgrabungen hat sich eindrucksvoll gezeigt, dass ausgerechnet die für die Bauherren schwierigste Aufgabe, nämlich die Erweiterungen der Burg auf einem räumlich begrenzten Felsplateau, einen Glücksfall für die Archäologie darstellt. Denn wegen der umfangreichen Anschüttungen unter den Fundamenten heutiger Gebäude in den Randbereichen der Felskuppe erhielten sich so Areale, in denen – andernorts längst abgetragene – Überreste der Vorgängerbauung konserviert blieben.

DIE ANFÄNGE DER BURG UM 900 (PHASE I)

Von der ersten Bau- und Nutzungsphase (Ende 9.–10. Jahrhundert) auf dem Marburger Schlossberg zeugt ein dunkler, stark verdichteter Kulturhorizont über dem anstehenden Buntsandstein. Innerhalb des stark gebänderten Schichtpaketes lagen neben mittelalterlichen Fundstücken auch ein Kieleschieferabschlag aus der Mittelsteinzeit und zwei Scherben eines spätbronze- oder eisenzeitlichen Gefäßes, die auf eine bereits vorgeschichtliche Nutzung des exponierten Platzes hinweisen. Außerdem wurden zahlreiche Eisenfunde, vorwiegend Nägel, viele Tier-

knochen, eine türkisgrüne Quarzkeramikperle sowie einige Fragmente von Töpfen aus heller Irdenware geborgen. Im südöstlichen Ausgrabungsbereich kamen zudem fünf in den Felsen eingetiefte Pfostengruben für Holzpfosten eines früheren Fachwerkgebäudes zum Vorschein. Die erste Burganlage erstreckte sich wohl über die gesamte Fläche des ursprünglich kleinen Bergplateaus und war wohl vorwiegend in Holzbauweise errichtet gewesen.

DIE ERSTE BURG AUS STEIN

IM 11. JAHRHUNDERT (PHASE II)

In der zweiten Nutzungsphase erfolgte der Ausbau der Anlage in Stein. Als zentrales Gebäude auf dem höchsten Punkt des Plateaus errichtete man einen lang rechteckigen, hell verputzten Turm mit den Außenmaßen von 16 × 9,50 m (Grundfläche: 152 m²) und Mauerstärken zwischen 1,70 und 1,90 m (Abb. 3). Der geschützte Zugang befand sich wahrscheinlich in erhöhter Position auf der Ostseite (heutiger Innenhof) und somit gegenüber der Hauptangriffsseite. Da die Innenfläche des Turmes durch jüngere Baumaßnahmen weitgehend zerstört ist, existieren heute keine Hinweise mehr auf eine mögliche Innenaufteilung bzw. auf eine innere Treppenkonstruktion. Innerhalb der südwestlichen Ecke zeigte sich im Zuge der Freilegung ein Schichtpaket, bei dem es sich wahrscheinlich um Planier- und Laufsichten aus der Erbauungszeit des Turmes handelte. Hieraus geborgene Gefäßfragmente sind in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts und in das frühe 11. Jahrhundert zu datieren. Neben mehreren Eisennägeln und -stiften wurden auch eine zweiflügelige Pfeilspitze und eine Schachfigur aus Elfenbein (Position: Bauer) sowie zahlreiche Tierknochen geborgen. Der südwestlich des Turmes freigelegte Mauerabschnitt sowie der nordöstlich erfasste Mauerstumpf sind wohl Überreste einer Umfassungsmauer, die hier eng um den zentralen Turm errichtet worden war.

DER AUSBAU DER BURG IM 12. UND 13. JAHRHUNDERT (PHASE IIIA/IIIB)

In der dritten Bauphase ab dem 12. Jahrhundert erfolgten im Bereich des heutigen Westflügels weitreichende Umbau- und Planierarbeiten, die sich wahrscheinlich über den gesamten Kernbereich der Anlage erstreckten (Abb. 8). Der lang rechteckige Wohnturm wurde nun

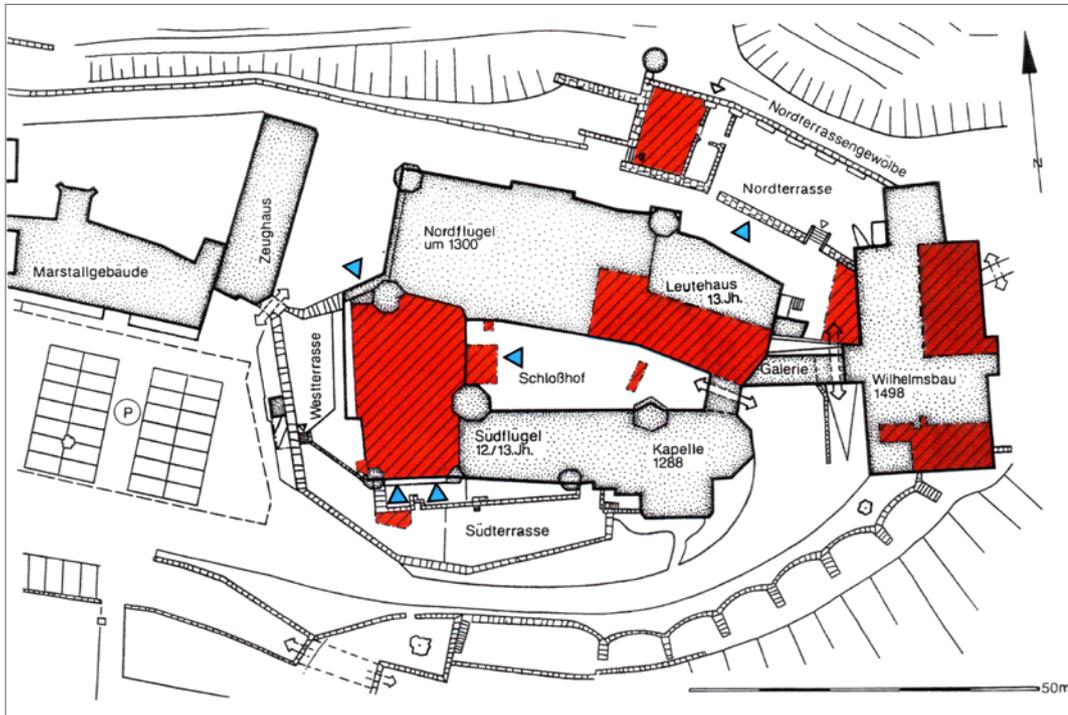
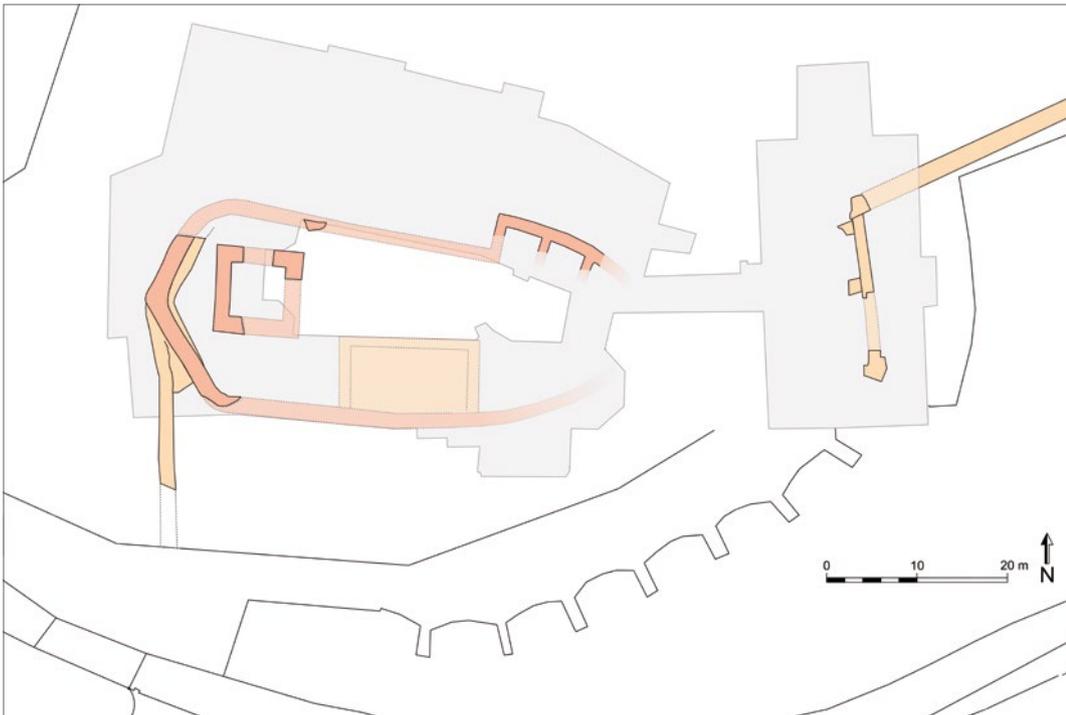


Abb. 7:
Plan des Marburger Schlosses

Alle wichtigen Ausgrabungsbereiche sind rot schraffiert; blaue Dreiecke weisen auf sichtbare ältere »Spuren« im Mauerwerk und im Pflaster hin.
Planerstellung:
B. Kaletsch, LfDH

Abb. 8:
Burganlage im 12./Mitte 13. Jahrhundert

Phase IIIa–IIIb (dunkelorange: Mauerwerk um 1100–1150 errichtet; hellorange: jüngere Bauten ab circa 1150–1260)
Plangrundlage:
Ch. Salzmann, LfDH



bis auf einen Mauerstumpf zwischen 0,50 und 4,00 m Höhe abgetragen und in seinem nordwestlichen Abschnitt durch einen quadratischen Turm mit den Außenmaßen von jeweils 9,50 m (Mauerstärke: 1,80 m; Grundfläche: 90 m²) überbaut (Abb. 1 u. 3). Dessen wahrscheinlich als Hocheingang gestalteter Zugang lag wohl, wie in Phase II, auf der dem Innenhof zugewandten Ostseite. Die ursprüng-

liche Höhe des heute an seiner Westseite noch über 8 m erhaltenen Baus ist nicht mehr zu bestimmen; der Vergleich mit besser erhaltenen Türmen legt eine Höhe von bis zu 25 m nahe. Im Zuge der Maßnahmen wurde auch eine neue Umfassungsmauer (Breite im aufgehenden Abschnitt: zwischen 1,90 und 2,00 m) errichtet, mit einer nach Westen gewandten Spitze – der Hauptangriffsseite – in Richtung

des heutigen Schlossparks. Unter dem Westflügel haben sich Teilabschnitte dieser Mauer über eine Länge von 30 m, mit einer Höhe von bis zu 8 m erhalten. Synchron mit dem mittelalterlichen Baufortschritt wurde der dazwischenliegende Bereich mit in Kalkwasser getränktem Sand und zahlreichen Bruchsteinen aufgefüllt. Zusätzlich zu den massiven Mauern schuf man durch diese vorgenommene Stabilisierung eine fast undurchdringliche Barriere zum Schutz des Turmes gegen Belagerungsmaschinen und Unterminierung. Aus der recht fundarmen Verfüllung zwischen Turm und Ringmauer stammen Gefäßfragmente, die den Zeitraum von 900/950 bis um 1100 bzw. zum frühen 12. Jahrhundert abdecken. Zusätzlich wurden hier in größerer Anzahl Eisennägel und -stifte, Schleifsteine und Tierknochen geborgen.

Spätestens aber für den Bau des Südflügels, etwa ab der Mitte des 12. Jahrhunderts, musste der ursprüngliche Verlauf der Umfassungsmauer erweitert werden. So errichtete man einen neuen, weiter westlich verlaufenden Ringmauerabschnitt (Breite im aufgehenden Mauerwerk 1,50–2,00 m), der möglicherweise in südlicher Richtung an die erste Stadtmauer (wohl um 1180 erbaut) anband.

DIE REPRÄSENTATIVE HÖHENBURG DER HESSISCHEN LANDGRAFEN (SPÄTES 13. JAHRHUNDERT BIS ENDE DES 15. JAHRHUNDERTS, PHASE IV)

Ab dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts bis um 1300 erfolgte ein großflächiger Aus- und Umbau der Anlage zu einer repräsentativen, hochherrschaftlichen Höhenburg. An der Westseite des wohl bereits in Teilen bestehenden Südflügels wurde in annähernd rechtem Winkel der neue Westflügel, wahrscheinlich als repräsentatives Wohngebäude, errichtet. Das neu errichtete Gebäude wies wahrscheinlich etwa die gleichen Maße wie der bestehende Bau auf und nahm dabei deutlich Bezug auf den quadratischen Turm (Bergfried), der als Symbol der alten Burg weiter bestehen blieb. Als Zugang von der Südterrasse in Höhe der jüngeren Umfassungsmauer diente ein Treppengewölbe, das sich am Beginn der Ausgrabungen 1989 als vollständig erhalten herausstellte. Dessen zugemauerte Tür und das Schlitzfenster sind in der Fassade oberhalb der Terrasse gut zu erkennen.

In einem Bauvorgang errichtete man auch die neue Westwand des Westflügels, die zur Hauptangriffsseite des Burgplateaus weist. Um diese potenzielle Schwachstelle weiterhin besonders gegen Angriffe zu schützen, beließ man die vorhandenen Überreste der älteren Ringmauern und die dahinterliegenden Planierschichten unter dem neu errichteten Gebäude. An der Westseite erreichte das »zweibelartige« Mauerpaket so eine Mächtigkeit von bis zu 9 m.

Fast alle heute noch bestehenden Gebäude des Marburger Schlosses wurden im späten 13. Jahrhundert errichtet, auch wenn dies heute durch spätere Um- und Anbauten nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen ist. Am bis dahin wahrscheinlich noch weitgehend un bebauten Nordhang errichtete man ein rein repräsentatives Gebäude (Nordflügel/Saalbau) mit einem großen Festsaal (»Ritter- oder Fürstensaak« – **Abb. 7**), das ursprünglich mit einer schmalen Lücke von 2,50 bis 3 m im 1. Obergeschoss an den Westflügel grenzte. Der neue Repräsentationsbau schloss nach Osten hin die Lücke zum ebenfalls neu errichteten Leutehaus, das vorwiegend als Küchen- und Versorgungsbau diente. Auch der Südflügel wurde nach Westen hin erweitert, während an seiner Südostseite ein unterkellertes Kapellenbau entstand. Bei all diesen Maßnahmen integrierte man den mächtigen quadratischen Turm im Westen des Plateaus als Wahrzeichen und Symbol für Tradition und Kontinuität in die neue Anlage.

DIE LANDGRÄFLICHE RESIDENZ (15. JAHRHUNDERT BIS ENDE DES 17. JAHRHUNDERTS, PHASE V)

Im späten 15. und 16. Jahrhundert wurde die Anlage auf dem Schlossberg noch einmal zur Residenz – als Sitz der Linie der Landgrafen von Hessen-Marburg. In dieser Periode wurde die Burganlage weiter repräsentativ ausgestattet und modernisiert. Auch kamen Neubauten wie der Wilhelmsbau, die Rentkammer und der Ausbau des Leutehauses zu jener Zeit zur Ausführung (**Abb. 7**). Allerdings setzte nun die verteidigungstechnisch hervorragende Lage auf dem steilen Berg dem Ausbau einer zeitgemäßen Schlossanlage enge Grenzen. Zeitgenössische Rechnungseinträge belegen zwischen 1486/87 auch umfangreiche Bau-



Abb. 9:
Trink- und Schankgefäße
aus Faststeinzeug

Keramikscherben und Tierknochen stellen den größten Anteil am archäologischen Fundmaterial.

Foto: L. Bischoff, LfDH

arbeiten im Bereich des Westflügels. Der inzwischen veraltete erste Westbau wurde hierbei zu einem komfortablen Wohngebäude mit mehreren Gemächern und einem Abortschacht an der Nordseite umgewandelt.

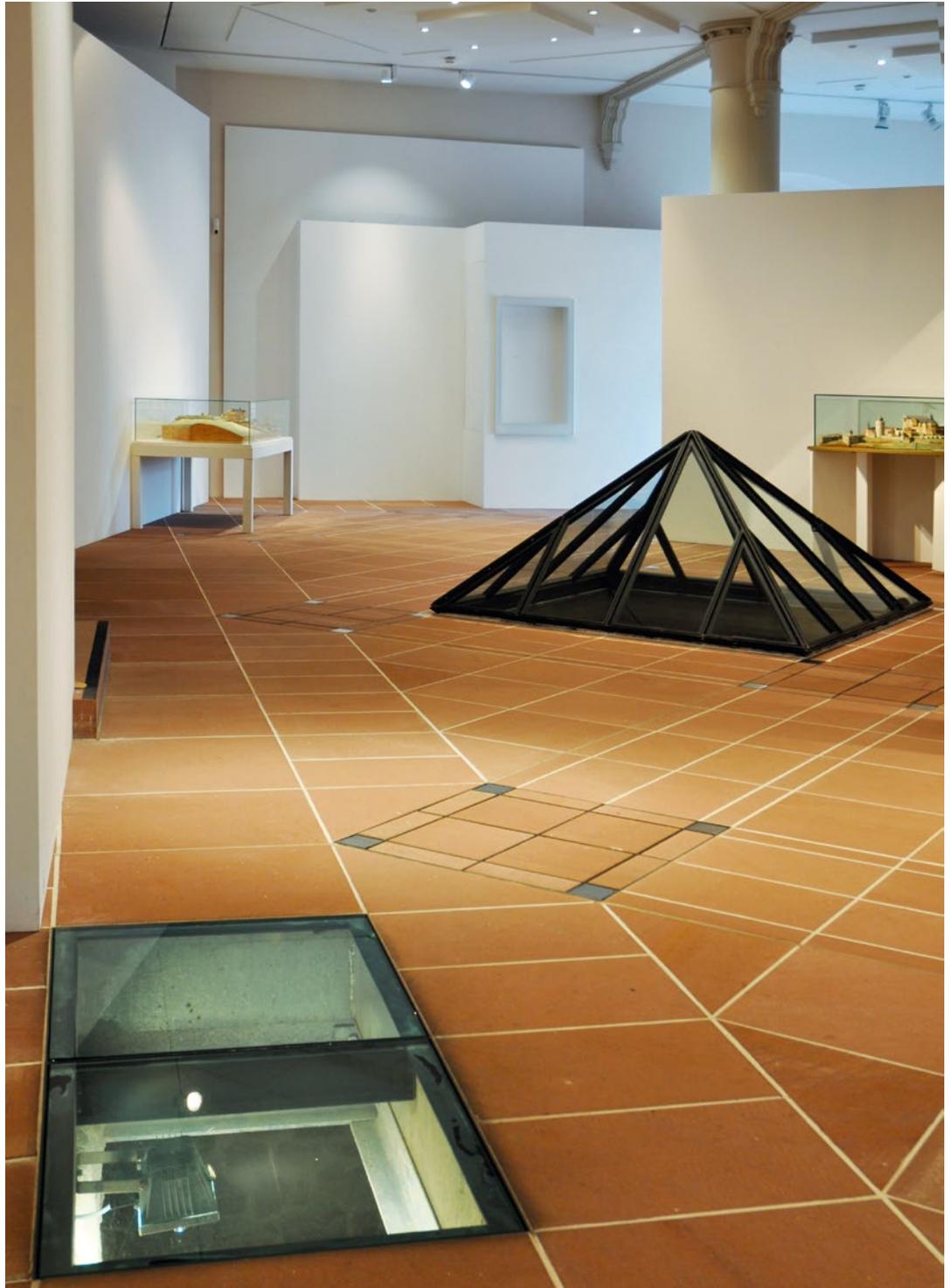
Für den Bau der heutigen östlichen Außenmauer wurde jetzt auch der quadratische Turm an seiner Ostseite bis auf wenige Fundamentreste abgetragen. Die Westseite des Turmes blieb als Stumpf bis auf Höhe des Westsaales im Inneren bestehen; die neue Außenwand setzte man dann mit wenigen Metern Abstand davor und verfüllte den Zwischenbereich mit Erdmaterial.

DIE FUNDE DER AUSGRABUNGEN

Bei den zahlreichen Ausgrabungen wurden nicht nur viele Mauern und Erdschichten freigelegt, sondern auch vielerlei Überreste des alltäglichen Lebens geborgen. Aus der Zeit der mittelalterlichen und neuzeitlichen Nutzung des Burgareals sind Bruchstücke von Kochtöpfen, Vorratsgefäßen, Krügen, Bechern und Ofenkacheln aus Ton am häufigsten im Fundgut vertreten (Abb. 9). So barg man im Sockelbereich des Westflügels knapp 12.500 Keramikscherben. Diese wurden gewaschen, beschriftet, inventarisiert und gezeichnet, um sie dann anhand der Machart und Form zeitlich einzuordnen.

In den trockenen Schichten im Bereich der Fundamentierungen der Gebäude bzw. unterhalb der mit Steinplatten oder Dielen versehenen Fußböden haben sich auch zahlreiche Funde aus anderen Materialien erhalten. Das durch die Witterung unbeeinträchtigte Milieu wirkte sich z. B. besonders günstig auf die Erhaltung von Glasprodukten aus. Zu den ältesten Glasfunden zählen Fragmente von Butzenscheiben aus dem 13. Jahrhundert sowie zahlreiche jüngere Stücke von zusammengesetzten Fensterscheiben aus Flachglas. Im späten Mittelalter und in der Neuzeit wurden zunehmend Glasbecher und -flaschen hergestellt, die in stark zerscherbtem Zustand in die Erde gelangten. Auch Gegenstände aus Metall blieben in den Erdschichten unter den Gebäuden in größerer Anzahl erhalten. So sprechen die vielen Eisennägel, einzelne Keile, Meißel und eine Feile von der Alltagsarbeit der Bauhandwerker während der zahlreichen Umbaumaßnahmen auf dem Schlossplateau. Einen Hinweis auf das Leben der herrschaftlichen Bewohner der Burg geben einige eiserne Pfeilspitzen bzw. Armbrustbolzen und die Überreste von Pferdehufeisen aus dem Sockelbereich des Westflügels.

Bei den Ausgrabungen im Westflügel und in den angrenzenden Hofbereichen wurden außerdem rund 169 kg Tierknochen, -zähne, Mu-

**Abb. 10:****Gläserne Einblicke**

Zwei Glaspysramiden und mehrere Sichtfenster erlauben heute den Blick von oben in das Ausgrabungsareal unter dem Westflügel.

Foto: R.-J. Braun, LfDH

schelreste und Schneckenhäuser geborgen. Auch hier sorgte die trockene Lagerung in den Fundschichten innerhalb des Gebäudes für einen sehr guten Erhaltungszustand. Es handelt sich dabei überwiegend um die Überreste von Säugetieren, insbesondere Schlacht- und Beutetiere, deren Knochen noch häufig Zerlegungsspuren zeigen. Rund 90% der nachgewiesenen Tiere zählen zu den Haussäu-ge-

tieren (Rind, Schwein, Schaf/Ziege). Aber auch viele Vogelknochen, hauptsächlich von Hausgeflügelarten wie Huhn, Gans und Ente, konnten bestimmt werden. All diese Funde sind im Zusammenhang mit den jeweiligen Fundschichten zu betrachten. So können sie wertvolle Datierungshinweise für die archäologische Forschung liefern und erhellen im Detail die Lebensumstände der jeweiligen Epoche.

DAS GRABUNGSAREAL UNTER DEM WESTFLÜGEL HEUTE

Schon während der 15 Monate dauernden Ausgrabungen 1989/90 waren sich alle Beteiligten einig, dass die monumentalen Mauern im Inneren des Westflügels für künftige Besucherinnen und Besucher sichtbar gemacht werden sollten. Hierfür musste nach dem Abschluss der Ausgrabungen der alte Mörtel auf der Innenseite der Ringmauer per Hand aus den Fugen entfernt und im Niederdruckverfahren mit einer Mörtelpumpe neuer Mörtel hineingepresst werden. Die vorübergehend »aufgehängten« mittleren drei Säulen im Westsaal wurden anschließend mithilfe von Stahlstützen nachträglich auf den anstehenden Felsen gegründet (**Abb. 1**). Der Zugang in das frühere Grabungsareal erfolgt nun ebenerdig durch den im Spätmittelalter nachträglich eingebauten Heizraum vom Innenhof an der Nordostseite her. Aus dem darüberliegenden Westsaal kann das Publikum durch zwei Glaspysamiden und mehrere betretbare Glasscheiben im Fußboden tiefreichende Einblicke in das »archäologische Reservat« unter seinen Füßen gewinnen (**Abb. 10**). Das Marburger Schloss ist heute also nicht nur ein beeindruckendes Baudenkmal in spätmittelalterlichem Kleid, sondern lädt alle Interessierten ein, sich im Innen- wie im Außenbereich auf Spurensuche nach dessen (hoch-)mittelalterlichen Wurzeln zu begeben.

Durch die archäologischen Untersuchungen dieses historischen Monumentes gelang es, die Entwicklung der Anlage – von einer kleinen Höhenburg über den Ausbau zur landgräflichen Residenz bis zu seiner Nutzung als Staatsarchiv – nachzuzeichnen. Damit sind die vorliegenden Erkenntnisse auch ein wichtiger Baustein für die Erforschung der Geschichte der Stadt Marburg, die im Jahr 2022 ihre 800-jährige schriftliche Ersterwähnung feiert.

LITERATUR

Lüder Clausdorff, *Die Ausgrabung im unteren Westsaal des Marburger Landgrafenschlosses. Bautechnische Probleme in Zusammenhang mit der Ausgrabung*. In: *Archäologische Informationen* 14,1, 1991, S. 51–55.

Karl Justi, *Das Marburger Schloß. Baugeschichte einer deutschen Burg (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen u. Waldeck 21, Marburg 1942)*.

Friedrich KÜch/Bernhard Niemeyer (Bearb.), *Kreis Marburg-Stadt, 1. Teil: Atlas (Die Bau- u. Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel 8,1, Kassel 1934)*.

Christa Meiborg, *Archäologie im Marburger Schloss – »Zeitkapseln« geben ihr Geheimnis preis*. In: Lutz Vogel/Ulrich Ritzerfeld/Melanie Müller-Bering/Holger Th. Gräf/Stefan Aumann (Hg.), *Mehr als Stadt, Land, Fluss. Festschrift für Ursula Braasch-Schwersmann (Neustadt a. d. Aisch 2020)* S. 3–7.

Christa Meiborg, *Das Marburger Landgrafenschloss im Spiegel der Archäologie. Führungsheft zu den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen im Kernbereich der Burganlage in Marburg, Landkreis Marburg-Biedenkopf (Archäologische Denkmäler in Hessen 179, Wiesbaden 2021)*.

Christa Meiborg (Hg.), *Das Marburger Schloss – Von der Höhenburg zur Residenz. Die Ausgrabungen unter dem Westflügel 1989/90 (Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 32, in Vorbereitung)*.

Eveline Saal, *Von Schachfiguren, Murmeln und Spielzeugrevolvern. Zu den Kleinfunden der Ausgrabung 1989/90 im Unteren Westsaal des Marburger Schlosses*. In: Udo Recker (Hg.), *lucundi acti labores. Festschrift für Egon Schallmayer anlässlich des 65. Geburtstags (Hessen-Archäologie, Sonderbd. 5, Darmstadt 2017)* S. 215–222.

Anke Stösser, *Marburg im ausgehenden Mittelalter. Stadt, Schloss, Hauptort und Residenz. (Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 41, Marburg 2011)*.



Blickpunkt

STREIFLICHTER ZUR STADTGESCHICHTE VON WETZLAR

ERGEBNISSE DER ARCHÄOLOGISCHEN AUSGRABUNGEN IN DER GOETHESTRASSE

Jens Köhler, Sandra Sosnowski

Ein Großbauprojekt wie die Errichtung eines Parkhauses mitten im Stadtkern einer für ihre historische Altstadt weitbekanntesten Stadt wie Wetzlar stellt für alle Beteiligten eine besondere Herausforderung dar. Denn obwohl archäologische Befunde aus dem Altstadtzentrum bislang rar waren, ließ die schriftlich belegte Geschichte der Stadtentwicklung auf ein reiches archäologisches Quellengut schließen. Diese Vermutung bewahrheitete sich bei den mehrjährigen Grabungen durch die hessenARCHÄOLOGIE auf eindrucksvolle Weise.

ÄLTESTE BESIEDLUNGSSPUREN IN DER ALTSTADT

Da das vonseiten der Stadt geplante Vorhaben frühzeitig an die hessenARCHÄOLOGIE herangetragen wurde, erlaubte dies, auf die Bedeutung und den zu erwartenden Umfang der notwendig werdenden archäologischen Ausgrabungen im Vorfeld hinzuweisen. So fanden ab Dezember 2019 bis Oktober 2021 Untersuchungen auf dem nachweislich seit dem 18. Jahrhundert weitgehend unbebauten, circa 2.600 m² umfassenden Gelände der ehemaligen Kindertagesstätte »Marienheim« statt (Abb. 1). Im Rahmen der Arbeiten wurde erstmals ein umfangreiches Spektrum an archäologischen Befunden im Stadtkern dokumentiert (Abb. 2 u. 3). Diese zeichnen eindrucksvoll die historisch bezeugte Stadtentwicklung nach und bereichern das Wissen um neue Aspekte beginnend mit dem Nachweis einer vorge-

schichtlichen Besiedlung über den facettenreichen Ausbau der Stadt bis hin zu einer bis dahin unbekanntesten neuzeitlichen Bebauung. Die exponierte Lage des Areals der heutigen Wetzlarer Altstadt auf einem Geländesporn bot offensichtlich bereits während der Bronzezeit reichlich Anreiz für eine Ansiedlung. Aufgrund der starken Überprägung durch die im Mittelalter einsetzende intensive Bebauung waren diese Siedlungshinterlassenschaften jedoch nur noch marginal feststellbar.

Erste archäologische Spuren, die mit der Gründungsphase der Stadt verbunden werden können, traten im Bereich der westlichen Grabungsfläche zutage. Einige, auf den ersten Blick unscheinbare Erdverfärbungen kamen südlich der staufischen Stadtmauer zum Vorschein (Abb. 3). Unter einer teilweise bis zu 50 cm mächtigen Hangschüttung, einem stark schluffigen Kolluvium, befanden sich einige einfache Gruben und Pfostengruben. Zu diesen Befunden trat ein ausschnittsweise erhaltenes Wandgräbchen von noch etwa 9 m Länge. Für sieben Pfostengruben ergab sich ein struktureller Zusammenhang, der es erlaubte, aus diesen den Grundriss eines einfachen Ständerbaus von 8 m Länge bei einer Breite von 5 m zu rekonstruieren. Damit liegt im Bereich des dort befindlichen Hügels der Nachweis einer frühmittelalterlichen Ansiedlung vor. Bei den spärlichen Funden aus diesen Befunden handelt es sich um zerscherbte Gefäße aus gelb- bis weißtoniger Drehscheibenware. Bei den Randformen dominieren scharf umgelegte Ränder, die in

Abb. 1: Staufische Gebäude

Blick auf die Fundamente der Gebäude II und III. Im Hintergrund der ausgeräumte Fundamentgraben der Stadtmauer
Foto: J. Köhler



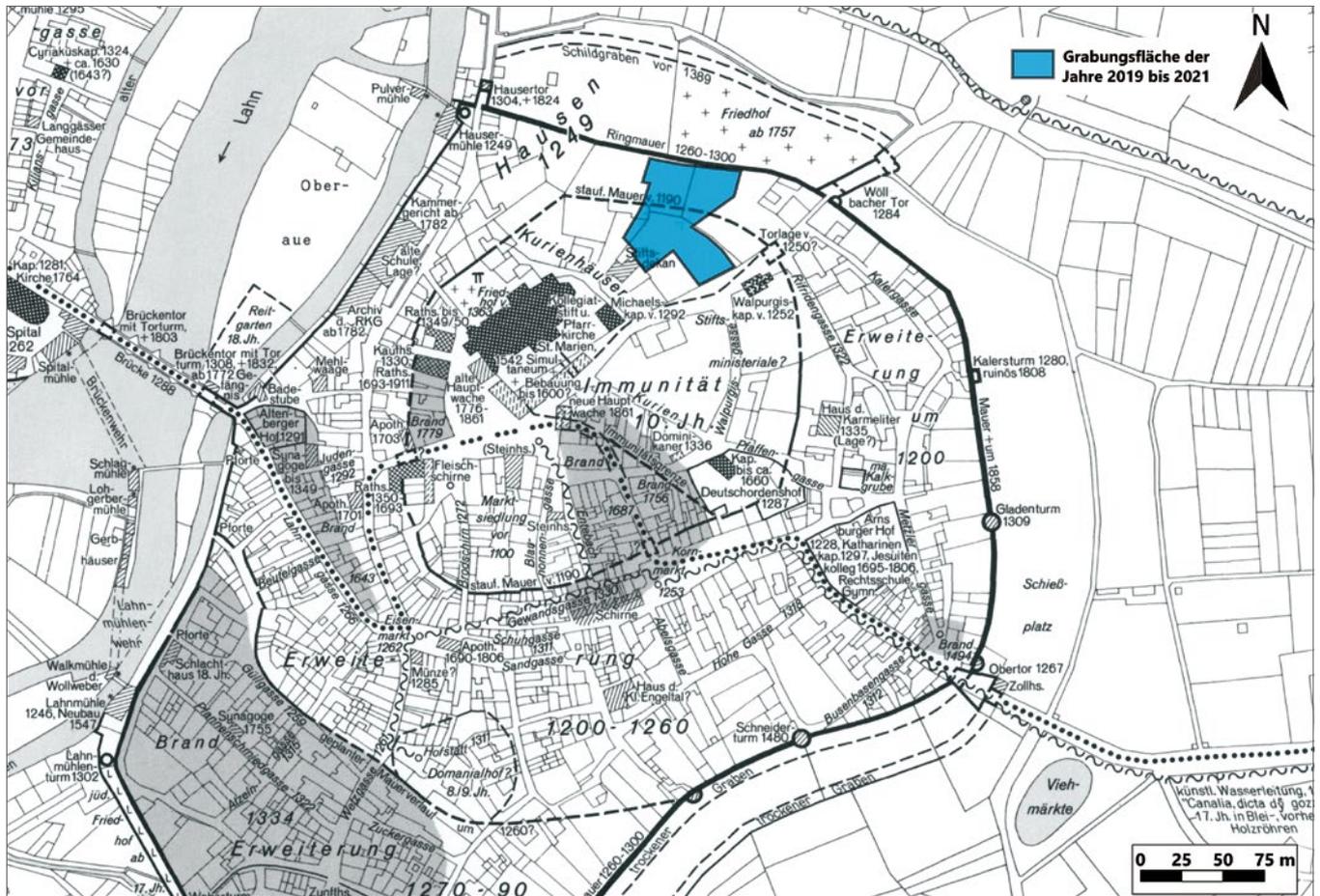
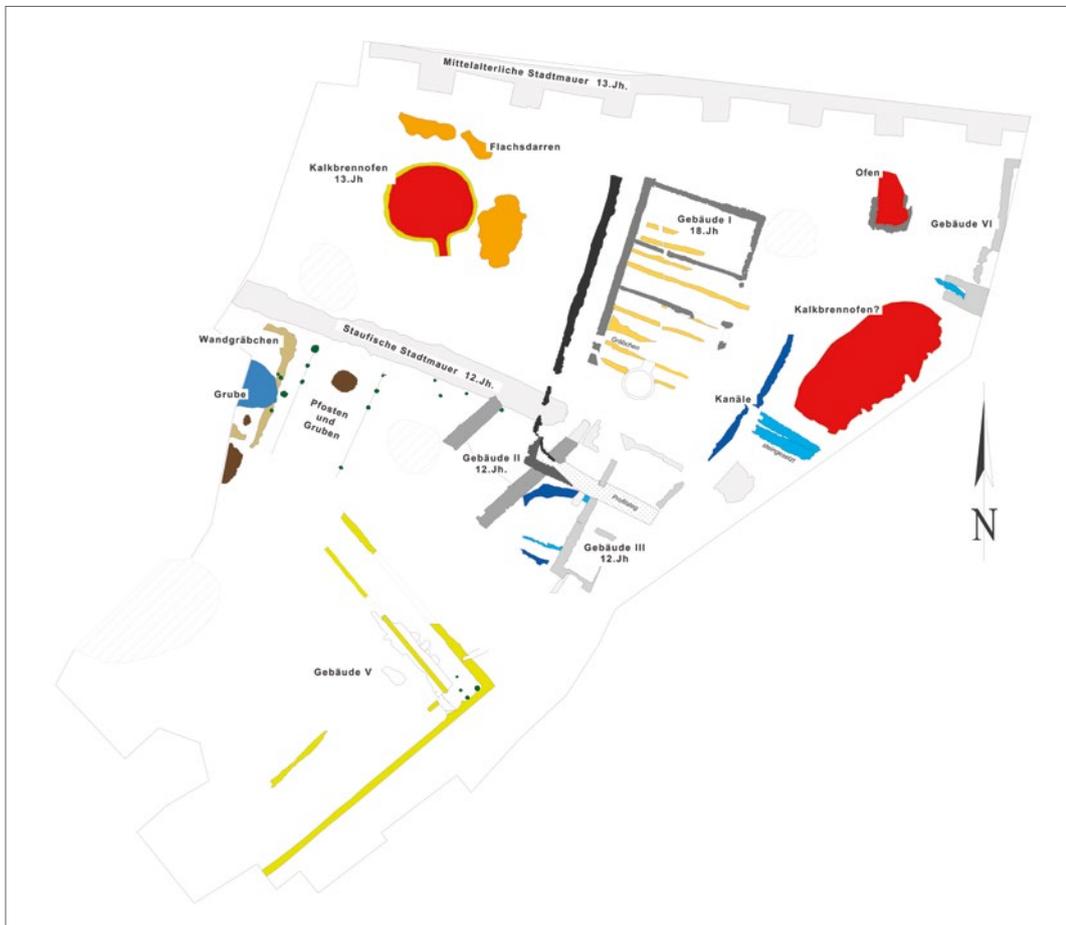


Abb. 2:
Stadtentwicklung
 Karte der Stadtentwicklung von Wetzlar mit den beiden Stadtmauerringen. Hinterlegt ist die Grabungsfläche von 2019–21
 Kartengrundlage aus Fahlbusch 1984;
 Bearbeitung: J. Köhler

Einzelfällen fast auf dem Körper aufliegen oder über gespitzte Randlippen verfügen. Anhand von Vergleichsfunden lässt sich diese Gefäßkeramik in den Zeitraum ab um 800 n. Chr. mit einem Schwerpunkt im 9. Jahrhundert datieren. Die historische Überlieferung zur Gründungsphase der Stadt Wetzlar ist mit vielen Unklarheiten behaftet. Trotz zahlreicher fränkischer Ortsnennungen aus Schenkungsquellen an die Klöster Lorsch (Gründung 764) und Fulda (Gründung 744) im Altkreis Wetzlar stammt die urkundliche Ersterwähnung Wetzlars erst aus dem Jahr 1142. Daher postulierte man nur aufgrund von Überlegungen ortskundlicher und topografischer Art eine »fränkische Straßenfest« zur Kontrolle des Lahnüberganges. Greifbare archäologische Indizien zur Genese der Stadt Wetzlar boten bisher nur die Grabungsbefunde aus dem in direkter Nähe zum aktuellen Untersuchungsgebiet liegenden Dom. Bei Untersuchungen in den 1950er-Jahren waren Fundamentreste eines Vorgängerbauwerks des 9. Jahrhunderts festgestellt worden. Der als einfache dreischiffige Pfeilerbasilika

interpretierte Bau wurde mit der im Oktober 897 geweihten Salvatorkirche gleichgesetzt, welche Graf Gebhardt aus dem Geschlecht der Konradiner gestiftet hatte. Diese Kirchengründung wird gemeinhin als eigentliche Keimzelle der Stadt angesehen. Erst um 1000 wurde diese Basilika infolge der Gründung des Marienstiftes durch die Konradiner zu einer Kirche im spätromanischen Stil aus- bzw. umgebaut und dominiert heute als Dom das Stadtbild. Von diesem spätromanischen Bau sind heute u. a. noch Teile der Westfassade, hier vor allem das Hauptportal (»Heidenportal«), erhalten. Durch die neuen archäologischen Untersuchungsergebnisse kann die Stadtgenese jenseits des Vorgängerbauwerks des »Wetzlarer Doms« konkretisiert werden. Der Pfostenbau und die Gruben bezeugen eindrücklich eine Ansiedlung bereits ab 800. Damit bestand rund 100 Jahre vor dem Bau der Pfeilerbasilika eine Ansiedlung auf dem »Domhügel«. Ob diese Siedlungsrelikte Zeugnisse der bislang nur postulierten »fränkischen Straßenfest« sind, müssen zukünftige Untersuchungen klären.



SPUREN BARBAROSSAS – DER STAUFISCHE STADTAUSBAU AM ENDE DES 12. JAHRHUNDERTS

Der im Hochmittelalter einsetzende Ausbau der Stadt, verbunden mit der Ernennung zur Freien Stadt und Reichsstadt durch Friedrich Barbarossa I. um 1180, ließ sich bisher im archäologischen Befund nicht greifen. So galt die Existenz einer frühen Stadtbefestigung zur Stauferzeit (11. bis 12. Jahrhundert) nicht als gesichert, obschon eine solche anzunehmen war. Anhand der Topografie hatte Friedrich B. Fahlbusch 1984 deren Verlauf als ein mehr oder minder regelmäßiges Befestigungs-oval um das Zentrum mit dem »Dom« postuliert (Abb. 2).

Die Grabungen im Bereich der ehemaligen Kindertagesstätte »Marienheim« lieferten nun erstmals den Nachweis einer stauferzeitlichen Befestigungsmauer mit daran anschließenden Gebäuden in massiver Ausführung. Die Erhaltungsbedingungen dieser frühen Stadtbefestigung verdeutlichen einmal mehr die Notwendigkeit der detaillierten archäologischen Untersuchung und Dokumentation. So

zeigte sich nach vorsichtiger Abnahme des Erdmaterials mit einem Bagger in einer Tiefe von etwa 2 m ein auffälliger streifenförmiger Befund von 2,20 m Breite, der ohne nennenswerte Unterbrechungen von Südosten nach Nordwesten über die gesamte Grabungsfläche verlief (Abb. 4). Die Anlage weiterer Schnitte ergab, dass hier ein Graben mit einem regelmäßig rechteckigen Querschnitt und einer durchschnittlichen Tiefe von 80 cm vorlag. Dieser war vollständig mit einem Konglomerat aus mittelgroßen Grauwackebruchsteinen, Mörtelbrocken sowie feinem Abbruchsediment verfüllt. Bei dem Befund handelte es sich um den komplett ausgeräumten und mit Abbruchmaterial verfüllten Fundamentgraben der staufischen Stadtmauer. Wohl aus praktischen wie auch finanziellen Überlegungen hatte man das Steinmaterial dieses älteren Befestigungswerkes vollständig für den Neu- und Erweiterungsbau der Stadtmauer während des letzten Viertels des 13. Jahrhunderts genutzt, welche nur rund 20 m in nördlicher Richtung – heute am südlichen Rand des »Rosengärtchens« gelegen – errichtet wurde (Abb. 3).

Abb. 3: Grabungsplan

Schematischer Plan ausgewählter Grabungsbefunde auf Basis funktioneller Gesichtspunkte
Aufnahme: P. Motsch;
Bearbeitung: J. Köhler



Abb. 4:
Stadtmauer

Blick nach Nordwesten entlang des ausgräumten Fundamentgrabens der staufrischen Stadtmauer des 12. Jahrhunderts
Foto: J. Köhler

In unmittelbarer Nähe und auf gleichem stratigraphischem Niveau des staufrischen Stadtmauerfundamentgrabens zeigten sich im östlichen Abschnitt die Fundamente von insgesamt zwei Gebäuden (Abb. 1). Zwar waren deren Fundamente unterschiedlich ausgerichtet, doch schlossen beide mit einer Seite direkt an die staufrische Stadtmauer an. Diese bildete den nördlichen Wandabschluss der Gebäude – eine architektonische Besonderheit, die zu dieser Zeit durchaus gängig war. Aufgrund der schriftlich überlieferten Daten kann eine Datierung von Stadtmauer und Gebäuden ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts als gesichert gelten.

Die beiden rechteckigen Gebäude lagen im Abstand von etwa 4,50 m zueinander. Das westliche Gebäude II zeichnete sich durch sein sorgfältig gesetztes Mauerwerk aus, für dessen Errichtung man stark standardisierte Mauersteine ausgewählt hatte. Die Mauerstärke betrug 110 cm. Besonders auffällig war die schräg gesetzte oberste Steinlage des Fundamentvorsprungs, eine Zier, die dann »ungesehen« in der Baugrube verschwand. Der verwendete Mörtel ist durch eine hellgelbe Färbung und eine stark sandige Konsistenz charakterisiert. Der südwestliche Abschluss

des Gebäudes war durch frühere bauliche Eingriffe, vor allem durch den Bau der Kindertagesstätte »Marienheim« in den 1970er-Jahren, zerstört. Eine funktionale Einordnung des Gebäudes ist dadurch erheblich erschwert. Der Vergleich mit dem benachbarten Gebäude III erweckt beim Betrachter aufgrund der Dimensionen den Eindruck eines »herrschaftlichen« Gebäudes. Belege, um diese Annahme zu stützen, fehlen allerdings.

Das Fundament von Gebäude III war wesentlich einfacher ausgeführt. Es bestand aus unregelmäßigen Bruchsteinen, fast ausschließlich Grauwacken, die nur partiell geringe Bearbeitungsspuren aufweisen. Die Breite von knapp 70 cm entspricht dem gängigen Maß für mittelalterliche Gebäude. Etwa in der Mitte des westlichen Fundamentabschnittes zeigte sich deutlich eine Baufuge. Diese Unterbrechung im Fundamentgefüge setzte sich im Innenraum des Gebäudes durch eine Innenteilung in Form einer schmalen Mauer fort. Dies belegt eine architektonische Zweiphasigkeit des Gebäudes III, das wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erheblich nach Süden erweitert wurde. Das schmale Innenfundament wird dabei wohl die ehemals südliche Abschlusswand gewesen sein.

Der Innenraum dieses Gebäudes zeigte eine dichte Innenstruktur mit Einbauten und mehreren Auffüllungen, die teilweise mit sterilen sandigen und verfestigten Erdböden abgedeckt waren. Dies bezeugt eine intensive Nutzung und bauliche Anpassungen über einen längeren Zeitraum, der nach Ausweis der Funde aus den obersten Auflageschichten bis in das 14./15. Jahrhundert reicht. Besonders aufschlussreich waren dabei grubenartige Vertiefungen, die zum Teil an in den Boden eingegrabene Gräbchen oder Kanäle, zum Teil mit einer Auskleidung aus flachen Steinplatten, angeschlossen waren. Diese wurden durch die Fundamente nach außen geführt.

Diese baulichen Strukturen verweisen auf ein ausgeklügeltes Wasserversorgungssystem mit Frischwasser, das wohl in eingegrabene hölzerne Becken geführt und nach Gebrauch einfach durch die hanggeneigten Kanäle »außerhäusig« abgeführt wurde. Hiermit in einem Zusammenhang zu sehen sind wohl auch die steingesetzten Kanäle und Gräbchen im Nordosten der Grabungsfläche.

Die beschriebenen Strukturen zeugen möglicherweise von einem wasserintensiven Handwerk. Gewerke mit einem hohen Wasserverbrauch sind zum Beispiel die Färberei und vor allem die Gerberei. In beiden Fällen mussten die Ausgangsprodukte in wassergefüllten Becken oder Bottichen bearbeitet werden. Eine bauliche Lösung für den Zu- und Ablauf des Wassers erwies sich dabei als überaus vorteilhaft. Im Bereich der Grabungsfläche kamen an verschiedenen Stellen Abfalldepots in Form von einfachen Gruben oder sekundär genutzten Zisternen zum Vorschein, deren Verfüllung sich durch einen hohen Anteil an Hornzapfen auszeichnete. In archäologischen Kontexten gelten diese als indirekter Beleg für Gerberei. Im Mittelalter war es üblich, das Tierfell mitsamt Schädel zu veräußern, da so Alter und Zustand des Tieres beurteilt werden konnten. Bei gehörnten Tieren verkaufte der Gerber anschließend das eigentliche Horn an Beinschnitzer weiter. Als unbrauchbarer Rest verblieben die Hornzapfen, die einfach entsorgt wurden.

Für den Zeitabschnitt des 12. Jahrhunderts innerhalb der Wetzlarer Stadtentwicklung deckten die Grabungen den genauen Verlauf eines Teilbereiches der staufischen Stadt-

mauer sowie die Reste zweier zeitgleicher Gebäude auf. Während die Funktion eines der Gebäude aufgrund der Überlieferungsbedingungen unklar blieb, deutet sich im Fall des direkt benachbarten Gebäudes III eine Interpretation als Haus eines Handwerkers an.

MITTELALTERLICHE ERWEITERUNGEN IN DER BLÜTEZEIT WETZLARS

Wachstum und Blüte der Stadt Wetzlar im 13. Jahrhundert verdeutlichen die massive Erweiterung des Stadtgebietes und der Neubau der Stadtbefestigung (Abb. 2). Allerdings gab es bisher kaum Hinweise auf die Nutzung und Bebauung des Stadtgebietes. Obwohl Stadtansichten aus dem 17. Jahrhundert eine dichte Bebauung illustrieren, ist der Bereich des Untersuchungsgebietes östlich des Doms auf jüngeren Karten und Ansichten aus dem 17.–18. Jahrhundert zumeist als unbebaut dargestellt (Abb. 5).

Die archäologischen Untersuchungsergebnisse geben jedoch ein deutlich anderes Bild wieder. So zeichnet sich vielmehr eine intensive wirtschaftliche Nutzung in Form von Kalkbrennöfen zur Mörtelherstellung und Flachsdarren in diesem Areal ab. Sehr prominent unter dem mittelalterlichen Befundkomplex ist ein großer Brennofen in der westlichen Grabungsfläche, etwa in der Mitte zwischen staufischer und »neuer« Stadtmauer (Abb. 3). Beim maschinellen Abtrag der oberen Bodenschichten war der ovale Befund mit dem beachtlichen Durchmesser von 6 m bereits durch das massive Auftreten von

Abb. 5: Stadtansicht

Historische Ansicht von Wetzlar nach Matthaeus Merian, *Topographia Hassiae* von 1646.

Grafik: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/2726>; Stand: 17.10.2006; Bearbeitung: J. Köhler

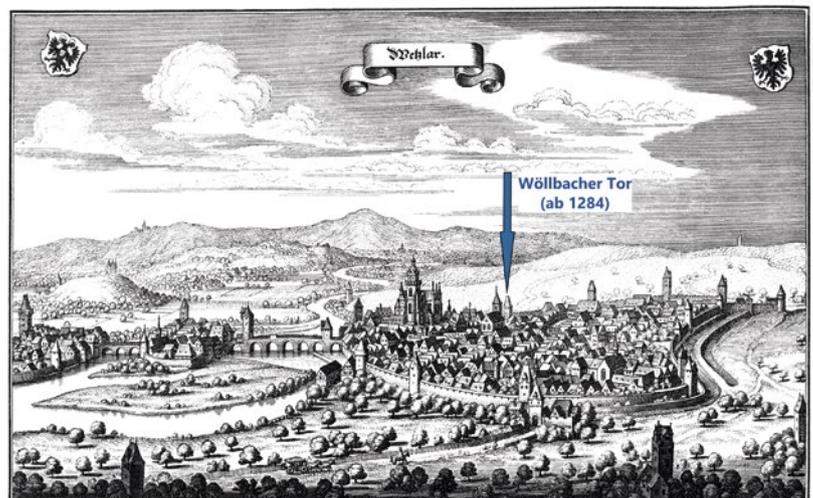


Abb. 6:
Kalkbrennofen
(Planum)

Aufdeckung des großen Ofens im ersten Bearbeitungsschritt: Anlage des Planums mit maschineller Hilfe
Foto: J. Köhler



Abb. 7:
Kalkbrennofen (Profil)

Profilschnitt. Im Sohlbereich Kalksteine und Branntkalk. Mittig eingestürztes Kuppelmaterial
Foto: J. Köhler



rötlichem oder orange-rötlichem Verziegelungsmaterial erkennbar gewesen (Abb. 6). Der Befund wurde planweise in Quadranten gegraben, wodurch die inneren Strukturen und der Aufbau des Ofens geklärt werden sollten. Der komplexe Randaufbau bestand aus einer rund 25 cm breiten Schicht aus sterilem, gelblichem Lehm als eine Art »Fundament« für die Kuppel. Daran schloss ein stark verkohltes Flechtwerk an, das auf der Innenseite durch eine kleine, recht lockere Steinsetzung unterstützt wurde. Dies ließ auf einen komplex gegliederten Kuppelaufbau schließen, der durch seine aufgrund des Durchmessers an der Basis erschließbare Größe hervorsticht.

Im Süden verjüngte sich die Form des Befundes deutlich. Hier lag der Zugang zum Ofeninneren, die »Ofenschnauze«. An einer Seite war noch eine sorgfältige Steinsetzung aus großformatigen Steinen erhalten. Der gesamte Bereich der »Ofenschnauze« wies auf dem Niveau der ehemaligen Oberfläche eine Ablagerung von pulvrigen Kalk auf einer Holzkohleschicht auf. Diese Beobachtung erlaubte Rückschlüsse auf die Funktion des Ofens. Das Süd-Nord-Profil offenbarte schließlich den Verfüllungsvorgang des Befundes (Abb. 7). Auf der Sohle waren nach Aufgabe des Ofens noch Reste der letzten Beschichtung aus schmierig-körnigem Kalk und ange-



glühten Kalksteinen liegen geblieben. Große Brocken aus orangem, veriegeltem Material direkt darüber waren eingestürzte Teile der Ofenkuppel (Abb. 7,1). Im Profil rechts oben schließlich kann man eine weitere Eingrabung mit lockerer Steinverteilung und veriegeltes Material im Bereich der Sohle erkennen (Abb. 7,2). Vermutlich handelt es sich hierbei um die Reste eines in der Größe reduzierten Brennofens. Direkt darüber erscheint eine Verfüllung mit Abfall (Abb. 7,3), die erst nach der Nutzung des Brennofens erfolgte. Die Reste von Kalk in Form von festen Steinen oder als »Kalkbrei« sind deutliche Hinweise auf die ehemalige Funktion als Kalkbrennofen.

Hierbei wird dem Kalkstein durch Feuereinwirkung Wasser und Kohlensäure entzogen (Kalkzination). Der dabei entstehende »Branntkalk« oder »Stückerkalk« dient dann nach dem »Löschen« und »Einsumpfen« als Ausgangsmaterial für Mörtel oder Tünche. Beides sind essenzielle Materialien für Steinbauten. Zwar war die Fundausbeute aus der Verfüllung dieses technischen Ofens erwartungsgemäß gering, die geborgenen Randscherben erlauben aber eine sichere Datierung in die Zeit um 1300. Ein Zusammenhang mit der zeitgleichen Großbaustelle in der Stadt Wetzlar zu dieser Zeit – die Erweiterung der Stadtmauer und möglicherweise der Ausbau des Doms – ist dabei offensichtlich.

Abb. 8:
Stadtmauer

Blick Richtung »Rosen-
gärtchen« mit der frei-
gelegten zweiteiligen
Fundamentkonstruktion
der Stadtmauer
des 13. Jahrhunderts
Foto: J. Köhler

**Abb. 9:
Fundamente der
hochmittelalterlichen
Stadtmauer**

Im Vordergrund Punkt-
fundament mit sterilen
Schichten darunter.
Im Hintergrund die
Fundamentbögen, da-
runter die »betonarti-
ge« Auffüllung. Markiert
ist die Grenze zum
sterilen Grundsubstrat.
Foto: J. Köhler



Die gesamte Nordgrenze der Untersuchungsfläche wird durch die im Bereich des »Rosen­gärtchens« bis auf die Fundamente abgetragene Stadtmauer begrenzt (Abb. 3). Durch Umplanungen der Bauausführung wurde deren vollständige Freilegung notwendig. Es zeigte sich eine ungewöhnliche Konstruktion, die so selbst bei einem schützenden Bollwerk nicht zu erwarten gewesen war (Abb. 8).

Auf der der Stadt abgewandten Seite wurde im abfallenden Hanggelände eine Mauer errichtet, die entgegen der sonst üblichen Konstruktionsweise mit einem breiten Fundamentsockel hier auf der beobachteten Länge auf Bogenfundamenten aus plattigen Grauwacken ruhte. Die Zwischenräume dieser Bögen wurden mit einer Mischung aus schluffigen und stark tonigen Komponenten mit eingelagerten Steinen unterschiedlicher Art ver­füllt, die man explizit für diese Verwendung hergestellt hatte. In trockenem Zustand war diese betonhart (Abb. 9).

In regelmäßigen Abständen, die teilweise an die stufige Hangneigung des Geländes angepasst wurden, errichtete man auf der der Stadt zugewandten Seite annähernd quadratische Punktfundamente mit einer Größe von 2,20 × 2,00 m (Abb. 9, Vordergrund). Die-

se Konstruktion ermöglichte eine material- und kostensparende Errichtung des Gesamtbaues. Vermutlich gewann man damit auch Zeit. Auf den Punktfundamenten standen oberirdisch wiederum leicht gespitzte Bögen, wie es noch der heutige Zustand im Bereich des Wöllbachertorstraße zeigt. Sie brachten zusätzliche Stabilität. Ob auf diesen Bögen ein Wehgang aus Holz verlief wie bei einer vergleichbaren Konstruktion in Bad Münstereifel (Kr. Euskirchen), muss leider offenbleiben.

Einen weiteren Baustein zur Siedlungsgenese im Altstadtbereich östlich des Doms liefern zwei mehrgliedrige Gebäude, die anhand ihrer Konstruktion und des Fundaufkommens in das 17.–18. Jahrhundert datiert werden können. Während ein Gebäude aufgrund von durchziehenden Entwässerungskanälen auf eine handwerkliche Nutzung und eine Mehrgeschossigkeit schließen lässt, gibt ein groß dimensionierter Bau mit umlaufendem Gang Anlass, hierin am ehesten einen Hospitalbau zu vermuten. Diese Befunde waren jedoch durch die jüngere Bebauung weitestgehend in ihrer Substanz zerstört, sodass nur weitere Untersuchungen diesen Abschnitt der Stadtgeschichte erhellen könnten.



Abb. 10:
Mittelalterlicher
Kugeltopf

Beispiel für das Fundmaterial: »Milchtopf aus einem Grubenbefund des 13./14. Jahrhunderts

Foto: J. Köhler

AUSBLICK

Das beschriebene chronologisch und strukturell vielseitige Befundspektrum sowie das umfangreiche Fundmaterial (Abb. 10), dessen Auswertung gerade erst am Anfang steht, belegen nachdrücklich die guten Erhaltungsbedingungen sowie die Dichte der erhaltenen archäologischen Befunde im Altstadt kern von Wetzlar. Der Nachweis einer ersten Ansiedlung um 800 und der tatsächlichen Existenz einer staufischen Stadtmauer mit daran anschließenden Gebäuden, die hochmittelalterlichen Industrieanlagen zur Mörtelherstellung für die wachsende Stadt wie auch die neuzeitlichen Gebäude verdeutlichen, in welchem hohen Maß archäologische Quellen einen Beitrag zur Rekonstruktion der Stadtgeschichte liefern können. Künftige Untersuchungen werden dieses Bild weiter vervollständigen.

LITERATUR

Matthias Austermann, *Die besondere Note der Brückstraße. Ausgrabungen im Gerberviertel (Bausteine und Fundstücke – Dortmund der Denkmalhefte 3, Dortmund 2013) S. 3–14.*

Friedrich Bernward Fahlbusch, *Wetzlar (Deutscher Städteatlas, Lieferung III, Nr. 10, Altenbeken 1984).*

Reinhold Schneider, Martina Weißenmayer, *Stadt Wetzlar (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Kulturdenkmäler in Hessen, Darmstadt 2004).*

August Schoenwerk, *Geschichte von Stadt und Kreis Wetzlar (2. überarbeitete und erweiterte Aufl., Wetzlar 1975).*

Nachricht

KIRCHENRUINE ›UNSERER LIEBEN FRAU ZUM LANDSTEIN‹ IN WEILROD-ALTWEILNAU NEUE FORSCHUNGSERGEBNISSE – AKTUELLE INSTANDSETZUNGSMASSNAHMEN



Abb. 1:
**Kirchenruine mit
Landsteiner Mühle**
von Südwesten vor der
Instandsetzung 1880
Foto: Privatbesitz



Es verwundert kaum, dass die malerische Ruine einer einstmals augenscheinlich imposanten Kirche über Jahrhunderte hinweg Anlass zu Spekulationen und einer fantasievollen Mythenbildung Anlass bot. Ist sie doch heute idyllisch am Waldrand unmittelbar neben einem mittelalterlichen Mühlenstandort und weit ab von den umgebenden Ortschaften im Weital gelegen. Überdies wirkte sie mangels Pflege geheimnisvoll eingewachsen und war bauhistorisch nie näher untersucht worden. Das sollte sich ändern, nachdem der Naturpark Taunus die Ruine 2018 aus Privateigentum erworben hatte, um sie näher zu erforschen, in ihrem baulichen Bestand zu sichern und einer behutsamen Neunutzung zuzuführen.

Von der Kirchenruine am Landstein sind im Aufgehenden vor allem ein großer Teil des Westbaus mit dem annähernd quadratischen Mittel-turm und den Untergeschossen der südlich und nördlich flankierenden Nebenräume erhalten. Grobes Bruchsteinmauerwerk aus Grauwacke und schiefrigem Gestein sind akkurat vermauert und zeugen von der einstmals hohen baulichen Qualität der Anlage. Die Westseite des Turms ist axial gegliedert durch den Eingang und das darüberüberliegende, hohe Fenster, dessen Spitzbogen im Wechsel von Schiefer und Ziegel gemauert ist. An der Ostseite öffnet sich zum ehemaligen Langhaus eine monumentale Spitzbogenöffnung. Breit angelegte, später vermauerte Bögen sind an den Seitenwänden der Turmhalle zu er-

kennen. Rippenlose Kreuzgewölbe überspannten die Geschosse des Turmes und der Seitenträume, wie bauliche Reste eindeutig beweisen. Oberirdisch erhalten ist ebenfalls ein geringer Teil der südlichen Seitenschiffswand.

GESCHICHTE

Noch heute gibt die Geschichte der Kirche vielerlei Rätsel auf. Sie war wohl der spirituelle Mittelpunkt einer kleinen territorialen Einheit namens ›Treisberger (oder Landsteiner) Gericht‹, zu dem neben dem Landstein vor allem die Dörfer Treisberg und Finsterthal gehörten. Ob neben Mühle und Kirche am Landstein noch Hofstellen bestanden, ist nicht eindeutig geklärt (Abb. 1). Treisberg wird urkundlich erstmals 1272 erwähnt, als die Herren von Eppstein dem Prämonstratenserinnenkloster Retters das Dorf schenken, das mit ihnen eng verbunden war. 1369 waren dann die Herren von Kronberg Inhaber von Dorf und Gericht Treisberg. Es gelang den Herren von Eppstein jedoch 1441, die Herrschaft wieder an sich zu bringen. In der Zeit um 1500 bezog das Gotteshaus Einkünfte aus den Kirchspieldörfern Treisberg und Finsterthal sowie aus mehreren anderen Orten der Umgebung, in denen die Eppsteiner Besitzstände hatten. Vielleicht waren die zinspflichtigen Einwohner dieser Gemeinden auch bereits zur Finanzierung des Baus herangezogen worden. Seit dieser Zeit ist der Landstein als Wallfahrtsort belegt, dessen Ursprung wohl in einem marianischen Gnadenbild bestand. Die Existenz einer Bruderschaft Unserer Lieben Frau zum Landstein ist ebenso nachzuweisen wie die reiche Ausstattung der Kirche, über die ein Inventar aus dem Jahr 1519 Auskunft gibt. Der Untergang der Kirche begann mit der Reformation. Spätestens nach dem Dreißigjährigen Krieg war sie durch Leerstand und Zerstörungen derart in Mitleidenschaft gezogen, dass sie an die Stadt Usingen verschenkt und für den Wiederaufbau der Laurentiuskirche als Materialquelle ausgebeutet wurde. Im Jahr 1827 konnte der endgültige Abbruch der Ruine durch die nassauische Domänenverwaltung verhindert werden, die im Landstein ein ›aus grauer Vorzeit herrührendes Denkmal‹ erkannte, das erhaltenswert sei – ein früher Akt der Denkmalpflege. Historische Pläne und Fotos veranschaulichen, dass um 1880 und zuletzt um 1960 größere Sanierungsmaßnahmen am Mauerwerk stattgefunden haben, um die Ruine vor weiterem

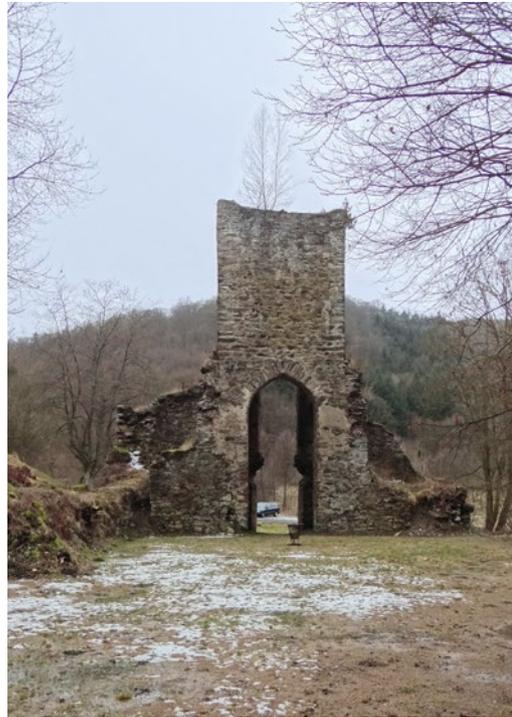


Abb. 2:
Kirchenruine
von Osten

kurz vor Beginn
der Maßnahme
im Jahr 2018

Foto: LfDH, Bildarchiv

Verfall zu schützen. Leider sind, auch durch unsachgemäße Ergänzungen mit Zementmörtel, immer wieder wertvolle bauliche Befunde entfernt oder verunklärt worden (Abb. 2).

FORSCHUNG

Unmittelbar nach Ankauf des Grundstückes im Jahr 2018 wurde das Büro für Burgenforschung Dr. Joachim Zeune aus Eisenberg/Zell mit einer Bestandsdokumentation und einer bauhistorischen Bestandsanalyse beauftragt, um daraus resultierend eine Schadenskartierung, ein Sanierungskonzept und eine Kostenschätzung zu erstellen. Ziel der Maßnahme sollte neben der Herstellung der Standsicherheit die Bewahrung des überkommenen Bestands und des Erscheinungsbildes der Ruine sein.

Bis zum Beginn des Projekts wirkte sich neben den Überresten des Westbaus der Kirche vor allem die vermeintliche Südseite des Chores prägend für den Gesamteindruck der Landsteinruine aus. Dieser erschien überdimensioniert und hatte im Laufe der Zeit immer wieder zu abenteuerlichen Gesamtrekonstruktionen des Kirchenbaus geführt. Der weitaus größte Teil des Geländes war darüber hinaus stark überwachsen und ließ bis zum Beginn der Ausgrabungen keinerlei Details der ursprünglichen Bebauung erkennen. Nachdem im Zuge der bauhistorischen Bestandsanalyse schnell



Abb. 3:
Blick von Südosten in
den ehemaligen Chor
während der Grabung
2020

Foto: Büro für Burgen-
forschung Dr. Zeune

deutlich wurde, dass es sich bei der vermeintlichen Chorwand lediglich um eine Stützmauer des 19. Jahrhunderts handelt, die bis heute den südlich anstehenden Hang abfängt, schloss sich die Suche nach den originalen Fundamenten an. Überraschenderweise ließ sich der eigentliche Kirchengrundriss nur wenige Zentimeter unter der Grasnarbe nachweisen und hat seither zahlreiche und völlig neue Details zur Bauhistorie erbracht (**Abb. 3**): Die Kirche besaß demnach ein 17 x 12 m großes Langhaus, dessen östlicher Abschluss von einem fünfseitigen Chor von 19 x 9 m Ausmaß gebildet wurde. An der Nordseite des Langhauses gaben sich die Grundmauern einer fünfseitigen Sakristei zu erkennen, deren qualitätvolles Mauerwerk sich in den umgebenden Schutthäufungen noch bis zu einem halben Meter erhalten hat. Im Chorinneren konnten Fundamente eines weiteren Chores mit gepflastertem Altarraum nachgewiesen werden, denen sich möglicherweise auch Fundamentreste entlang der Südwand des Langhauses zuordnen lassen. Die Ausgräber vermuten hier einen etwas kleineren Vorgängerbau, den man aufgrund seiner Form und einiger Keramikfragmente wohl ins mittlere 14. Jahrhundert datieren kann. In den beiden östlichen Ecken des Langhauses fanden sich sekundär verbaute Fundamente ehemaliger Seitenaltäre, während weitere Fundamentreste unterhalb des Langhausbodens bislang keinerlei Bezug zum Kirchenbau aufwiesen. Möglicherweise wurden hier Überreste eines weiteren Vorgängerbaus der Kirche angeschnitten, der noch älter und damit vor die Mitte des 14. Jahrhunderts zu setzen wäre. Die Archäo-

logen gehen in Hinsicht auf den Ursprung des Namens ›Landstein‹ davon aus, dass der Kirche möglicherweise ein turmartiger Wehrbau vorgegangen sei, der sich an dieser Stelle des Langhauses zur erkennen gibt (**Abb. 4**).

INSTANDSETZUNG

Bei dem noch hochaufragend erhaltenen Westbau wurde zunächst das Entfernen von schädlichem Bewuchs als vordringlich erachtet. Wo es ohne größeren Eingriff in die Substanz möglich war, schloss sich auch ein Teilaustausch der Zementmörtel an. An der Mauerkrone des Turmes konnte ein Auseinandertriften der Turmecken nur durch eine statische Sicherung mittels Verankerungen und Verpressungen behoben werden. Die Sicherung und Wiederherstellung der Mauerkronen und Flanken mit einer funktionierenden Wasserführung war wesentlich: Nach ausführlichen Diskussionen hatte man sich bei der Mauerkrone für eine dezente und langlebige Abdeckung aus Bleiblech entschieden. Die Verfüllung von Rissen und Hohlräumen mit angepasstem Mörtel bis hin zur Konservierung der noch in Resten vorhandenen historischen Putze und Mörtel schloss sich an (**Abb. 5**). Nach der Entschuttung der südlichen Seitenkammer konnten noch umfangreiche Reste von historischen Putzen entdeckt werden, die aufwendig zu konservieren sind. Um diese bedeutenden Befunde nachhaltig vor der Witterung zu schützen, wird durch das Aufbringen eines transparenten Glasdachs hier die einzige bauliche Ergänzung vorgenommen. Vor dem historischen Zugang schützt eine Gittertür zukünftig vor Vandalismus.



Ohne das lobenswerte Engagement des Hochtaunuskreises und des Zweckverbands Naturpark Taunus, maßgeblich in Person des Landrats Herrn Ulrich Krebs, hätte die Instandsetzung des bedeutenden Kulturdenkmals nicht so erfolgreich verlaufen können. Der hohe denkmalpflegerische Aufwand der Maßnahme konnte durch eine Großzuwendung aus Landesmitteln sowie eine großzügige Zuwendung aus dem Denkmalschutz-Sonderprogramm des Bundes abgemildert werden und wesentlich zum Erfolg des Projektes beitragen. Im Herbst 2021 wurde die Restaurierungsmaßnahme beendet. In diesem Jahr schließen sich noch die Arbeiten an der südlichen Seitenkammer an.

NUTZUNG

Der Wunsch der Bauherrschaft bestand von Anfang an darin, den Bereich des ehemaligen Langhauses für kleine kulturelle oder religiöse Veranstaltungen zurückhaltend zu nutzen. Als Bühne soll die sich südlich anschließende erhöhte Hangterrasse dienen. Aufgrund der spektakulären Ergebnisse der Ausgrabungen werden Chor- und östlicher Langhausbereich nun jedoch aus der Nutzung genommen und nicht begehbar sein, auch wenn sich der Raum für Veranstaltungen dadurch verkleinert. Eine besondere Herausforderung stellt im Zuge dessen die Konservierung der Grabungsbefunde dar, die denkmalverträglich gesichert und für Besucherinnen und Besucher erkennbar bleiben sollen. Entscheidend ist, dass der Naturpark Taunus ein Pflegewerk erarbeiten wird, damit die Anlage dauerhaft gesichert, unterhalten und gepflegt werden kann.

Auf dem Vorplatz vor der Ruine wird Platz für kleinere Empfänge und gegebenenfalls für eine Bewirtung von Besucherinnen und Besucher sowie Touristinnen und Touristen sein. Insgesamt wird sich eine abgestimmte Freiflächenplanung der einheitlichen und naturnahen Gestaltung des Gesamtareals widmen. Die Arbeiten, die der Geländesicherung, -gestaltung und -nutzung dienen, werden in diesem Jahr ebenfalls abgeschlossen werden können. Infotafeln sowie 3D-Modelle und virtuelle Rekonstruktionen als wesentliche Vermittlungsinstrumente sollen die Gesamtmaßnahme vervollständigen: Damit wird gewährleistet, dass die Kirchenruine nicht nur ein schönes Ausflugsziel ist, das kulturelle Impulse setzt, sondern dass alle Besucherinnen und Besucher in die reiche Geschichte des Ortes und der Region eintauchen können.

Verena Jakobi, Kai Mückenberger

Abb. 4: Bauphasenplan, 2022

Grafik: Büro für
Burgenforschung
Dr. Zeune

Abb. 5: Blick von Nordosten

nach Beendigung der
Maßnahme am West-
bau während der Ver-
fügung des Chores und
der Sakristei
Foto: Büro für Burgen-
forschung Dr. Zeune



ALTES HAUS IN NEUEM GLANZ INSTANDSETZUNG UND UMBAU DES HAUSES MARKT 5 IN HOFGEISMAR



Abb. 1:
Haus Markt 5,
Hofgeismar, 2021
Foto: J. Anders



Inmitten des historischen Ortskerns von Hofgeismar wurde im Jahr 1560 das Haus Markt 5 errichtet. Es steht in prominenter Lage zwischen Altstädter Kirchplatz und Markt in direkter Nähe zum Rathaus und gehört zu den ältesten Fachwerkbauten rund um den Platz (Abb. 1). Seit 2019 wird das bedeutende Kulturdenkmal grundlegend instand gesetzt. Dabei kamen bei Freilegungen und Rückbauten im Inneren des Gebäudes bislang unbekannte bauhistorische Details zutage, die sich ganz wesentlich auf die künftige Gestaltung des Hauses auswirken.

Bis dato ging man davon aus, dass der dreigeschossige, reich verzierte Fachwerkbau zur Gänze in das Jahr 1560 datiert. Zusätzlich zu einer durchlaufenden Inschrift im Erdgeschoss räum ließ auch das äußere Erscheinungsbild wenig Zweifel an dieser Einschätzung: Der giebelständige Rähmbau präsentiert sich mit einem schmuckreichen Fachwerk in Renaissanceformen, zeigt kräftige Geschossüberstände mit gedrehtem Tauband an Balkenköpfen, Füllhölzern und Schwellbalken sowie durchlaufende Inschriften auf den beiden unteren Rähmen. Insbesondere die Reihung

von Fächerrosetten in den Brüstungsbereichen und durchlaufende Brüstungsriegel prägen die verzierte Marktfassade. Symmetrisch angeordnete Drillingsfenster im ersten und zweiten Obergeschoss sowie zwei Lüftungsluken im dreigeteilten Giebelndreieck geben der Westfassade ein Gesicht. Auch das als Sparrendach mit zwei eingezapften Kehlbalcken mit Spitzbänderlängsbund konstruierte Dachwerk wies eindeutig auf eine Errichtung im Jahr 1560 hin. Lediglich im Gebäudeinneren erfolgten im Laufe der Jahrhunderte Umnutzungen und Umbauten: Um das Haus den Wohnansprüchen des 18. und 19. Jahrhunderts anzupassen, wurden Decken zum Obergeschoss eingezogen, Wände gestellt, das ursprünglich mit einer Galerie versehene Treppenhaus verändert und der Hauseingang zum Markt an die nördliche Fassadenseite verlegt. Die letzten tiefgreifenden Eingriffe erlebte das Haus im Jahr 2000 mit dem Einzug der Touristinformation in das Erdgeschoss sowie dem Abbruch eines Anbaus des 19. Jahrhunderts an seiner Rückseite im Jahr 2013. Ein mehrjähriger Leerstand der Wohnungen, notwendige Fachwerkreparaturen und das Bestreben der

Stadt Hofgeismar, ein nachhaltiges, kulturelles Nutzungskonzept für das Haus Markt 5 zu entwickeln, waren Auslöser dafür, das Gebäude im Zuge der Vorbereitungen zum Hestentag 2015 als Initialprojekt in das städtebauliche Förderprogramm »Aktive Kernbereiche« (heute »Lebendige Zentren«) aufzunehmen. Die denkmalgerechte Instandsetzung des von der Stadt erworbenen, prominenten Hauses sollte damit als Vorbild für andere Denkmaleigentümer und als Zeichen für die mit Leerstand kämpfende, städtische Innenentwicklung dienen. Mit großzügigen Zuwendungen von Bund und Land sowie dem Landesamt für Denkmalpflege und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz ausgestattet, begann 2013 ein Planungsprozess, der 2019 in dem Beginn der von dem Architekturbüro Müntinga und Puy geplanten Maßnahmen mündete. Nach Entfernung aller Einbauten der letzten 50 Jahre begann im März 2020 die Einrüstung. Mit einem Autokran wurde ein gewaltiges, eigens für dieses Vorhaben entwickeltes Wetterschutzdach über dem Haus Markt 5 errichtet (Abb. 2). Nachdem bei ersten Rückbauarbeiten im Erdgeschoss Schmuckelemente und verzierte De-

Abb. 2:
Spektakulärer
Kraneinsatz

Mithilfe eines Autokrans wird ein Schutzdachelement über das Gebäude gehievt.

Foto: Th. Thiele,
Hofgeismarer Allgemeine/HNA, 2020



Abb. 3:
Freigelegter
Türpfosten
 mit Schmuck-
 elementen zur
 neuentdeckten
 Galerie, 2021
 Foto: J. Anders



Abb. 4:
Fragment des Ein-
gangstorpfo-
stens
 mit Schmuck-
 elementen von 1560,
 2021
 Foto: J. Anders



ckenbalkenvorsprünge zutage traten, wurden weitere Wandteile für bauhistorische Untersuchungen freigelegt. Diese lieferten erstaunliche Erkenntnisse, die eine Anpassung der Planungen während der laufenden Maßnahme notwendig machten. Den Untersuchungen des Bauforschers Hans-Hermann Reck zufolge datiert lediglich der Kern des Hauses sowie der untere Bereich der Marktfassade in das Jahr 1560. Obergeschosse und Dachwerk stammen hingegen aus dem Jahr 1633, obgleich sie an die Gestaltung der ersten Bauphase von 1560 angepasst und von dieser kaum zu unterscheiden sind. Vermutlich führten kriegsbedingte Brandschäden zu diesem durchgreifenden Um- bzw. Neubau. Nach Freilegung und Rückbau später eingefügter Wände ergaben die Untersuchungen zudem, dass es sich hier um einen seltenen Mischtyp aus Geschossbau und Hallenhaus handelt, der sich deutlich von dem in der Region verbreiteten niederdeutschen Hallenhaus unterscheidet. Zum Marktplatz hin zweigeschossig, schloss sich im hinteren Gebäudeteil eine sich über zwei Geschosse erstreckende Halle an. Im ersten Obergeschoss waren in einem Winkel Räume angeordnet, die über eine innen liegende Galerie zur Halle erschlossen wurden. Dieser Umstand erklärt die verzierten Türportale im Flur des ersten Obergeschosses sowie Schwellen und Balkenköpfe, Rähme und Schwellen darunter (Abb. 3).

Das heutige, barocke Treppenhaus im vorderen nördlichen Gebäudeteil stammt aus dem 18. Jahrhundert. An der straßenseitigen Fassade weist das Fragment eines spitzbogigen Torpfostens mit Rosette auf den ursprünglichen Haupteingang zum Markt hin, der sich bis Anfang des 20. Jahrhunderts eine Achse links neben dem heutigen Eingang befand (Abb. 4). Die neu entdeckte, bauzeitliche Binnengliederung des Hauses mit Halle, vier übereinanderliegenden Speichergeschossen (Obergeschoss und drei Dachgeschosse) und nicht zuletzt seine prominente Lage am Marktplatz deuten auf eine Nutzung des Hauses Markt 5 als Kaufmannshaus in der Tradition des späten Mittelalters hin. Nach den Erkenntnissen der bauhistorischen Untersuchung und der Tatsache, dass im betreffenden Bereich nahezu alle Deckenbalken geschädigt waren und ausgetauscht werden mussten, entschied man sich zu einer Änderung der Planungen. So wurde geprüft, ob eine Öffnung der Erdgeschossdecke zur Wiederherstellung der bauzeitlichen Halle von 1560 mit Galerie ohne Funktionseinbußen möglich ist. Mit dem Ergebnis den ursprünglich an der rückwärtigen Giebelseite geplanten Erschließungsanbau nicht zu realisieren und

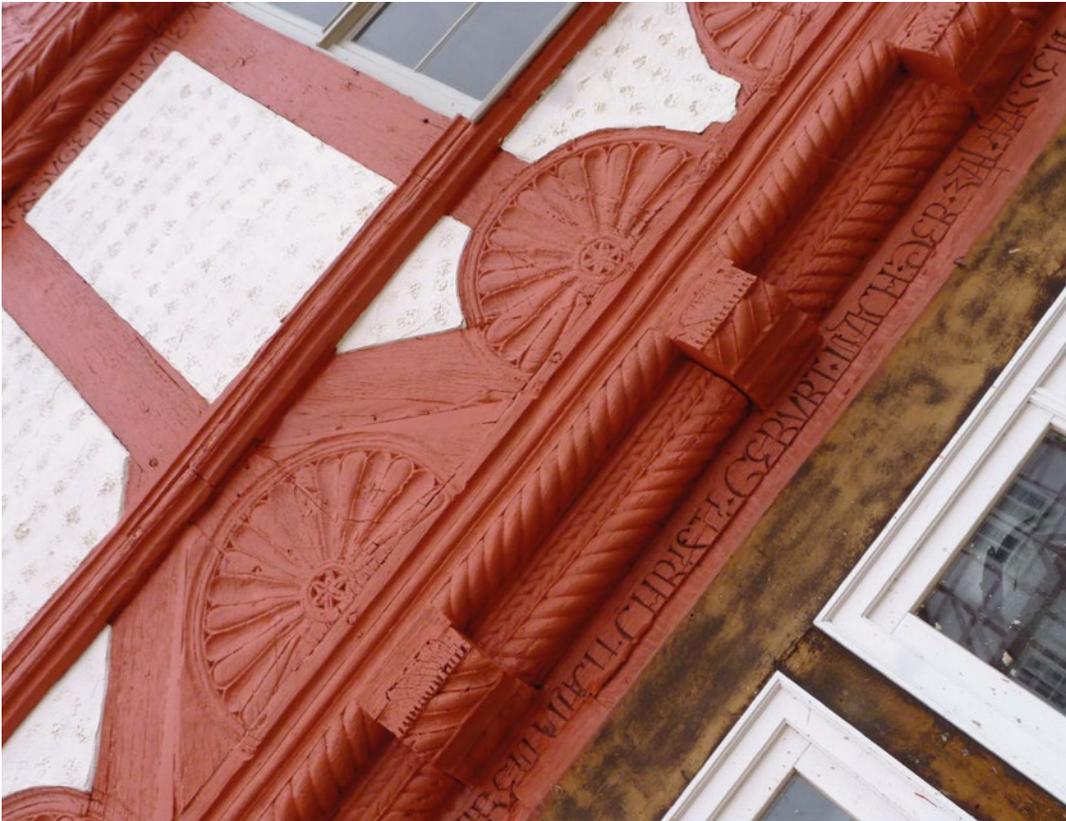


Abb. 5:
Detail der frisch restaurierten Fachwerkfassade, 2021
Foto: J. Anders

stattdessen das Treppenhaus mit Aufzug in die Halle zu verlagern. Die neu entdeckte Halle wird künftig als öffentliches Kultur- und Gästeforum und Event-Location für öffentliche und private Veranstaltungen sowie auch als Ausstellungsraum dienen. Die Arbeiten an Dachwerk und Marktfassade konnten hingegen 2020 planmäßig abgeschlossen werden: Der Dachstuhl wurde zimmermannsmäßig ertüchtigt bzw. ergänzt und erhielt eine komplette Neueindeckung aus naturroten Hohlfalzziegeln. Er bleibt weiterhin unausgebaut und ist hauptsächlich zu Revisionsarbeiten zugänglich. Auch ist seitens der Stadt geplant an besonderen Tagen, wie zum Beispiel am Tag des offenen Denkmals, Besichtigungen des Dachstuhls anzubieten. Nachdem die Fassade bei der letzten Maßnahme Mitte der 1970er-Jahre eine Umbräufung mit polychromen Absetzungen erhalten hatte, setzte man bei dem aktuellen Projekt auf einen ebenso ungewohnten wie spannenden Erstbefund für den Bau des 17. Jahrhunderts: Voruntersuchungen durch den Restaurator J. G. Keßler hatten ergeben, dass das reich verzierte Fachwerk ursprünglich monochrom rot gefasst war und keine Absetzungen an den Fächerrosetten besaß. Die Gefache waren mit

einem Stippputz versehen, die fragmentarisch erhaltenen Bauteile von 1560 wiesen keine Pigmentierung auf. In Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege wurden die ermittelten Befunde umgesetzt und das städtische Bürgerhaus am Markt 5 erstrahlt seit Herbst 2020 in ebenso ungewohntem wie stimmigem Rot und warmweißem Stippputz.

Nach Abschluss der Arbeiten und dem Ausbau für kulturelle bzw. kulturtouristische Zwecke wird die derzeit ausquartierte Touristinformation wieder im Erdgeschoss untergebracht und die Deutsche Märchenstraße e.V., die Naturpark Reinhardswald e.V. und die Touristische Arbeitsgemeinschaft (TAG) werden ebenfalls mit in das stadtbildprägende Fachwerkhaus einziehen. Die Instandsetzung des Hauses Markt 5 zeigt, wie wichtig nicht nur die Einbindung von erfahrenen Architektur- und Ingenieurbüros, Restauratoren und Bauforschern sowie die intensive Begleitung durch das Landesamt für Denkmalpflege, sondern auch ein offenes und konstruktives Miteinander aller Beteiligten für das Gelingen eines solchen Großprojektes ist.

Johanna Anders

DIE STÄDTEBAULICH-DENKMAL- PFLERISCHE AUFNAHME INSTRUMENT FÜR DIE INTEGRIERTE STADTENTWICKLUNG

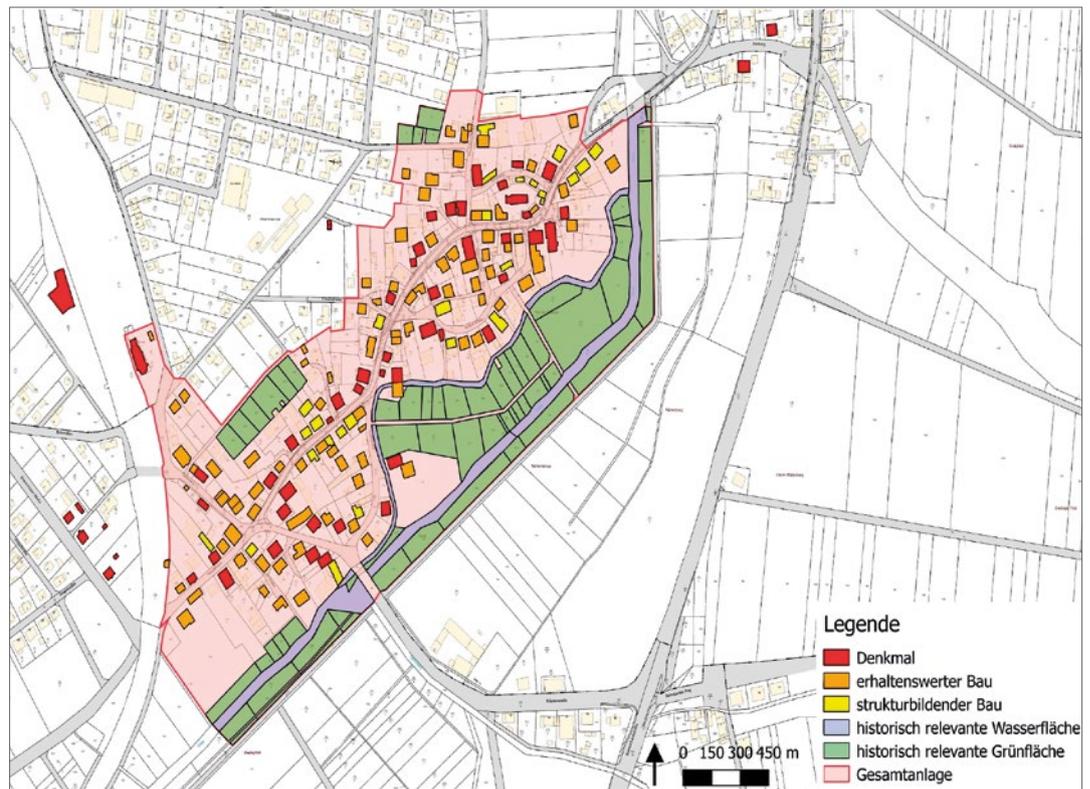


Abb. 1:
Kartierung der denkmalpflegerischen Interessen in Hofgeismar-Hümme

Karte: LfDH;
Kartengrundlage:
Hessische Verwaltung
für Bodenmanagement und Geoinformation

Die Ortskerne in Hessen befinden sich in einem ständigen Wandel. Durch Pandemie, Demografie und Wanderungsbewegungen wird dieser Prozess beschleunigt. Heute ist das Thema sowohl in Wachstums- wie auch in Schrumpfsregionen greifbar. In den Ballungsräumen steht die Nachverdichtung im Fokus, während es in schrumpfenden Räumen um die Implementierung neuer Nutzungen und die Schaffung von Freiräumen unter Beseitigung abgängiger Bauten geht. Betroffen sind davon nicht nur ehemalige Industrie- oder Kasernenareale, sondern die Stadt- und Dorfkern. Innenentwicklung ist damit Thema der Denkmalpflege.

Neben den seit dem Anbeginn der staatlichen Denkmalpflege bestehenden Disziplinen Denkmalerfassung und Praktische Denkmal-

pflege hat sich vor einem halben Jahrhundert die Städtebauliche Denkmalpflege etabliert. Sie setzt sich für die Bewahrung flächenhafter Geschichtszeugnisse ein. Anders als bei der Stadtbildpflege geht es um das Erkennen und den Erhalt der vielfältigen Werte von Siedlungsbereichen. Ausgangspunkt für die Entwicklung einer eigenständigen Methodik und eines eigenen Aufgabenverständnisses bildete das Stadtanierungsprogramm der 1970er-Jahre. Vor diesem Hintergrund fanden sich unterschiedliche Wissenschaftsbereiche zum interdisziplinären Arbeiten zusammen. Dabei stehen die vertiefte Erfassung und Wertevermittlung im Zentrum der Arbeit. Sie werden um neue Themenstellungen des praktischen Umgangs ergänzt, die auch Bürgerbeteiligung und Einspeisung der Ergebnisse in formale Planungsverfahren umfassen können. Lag der

Fokus der Arbeit zunächst auf den alten Ortskernen, so weitete sich der Blick im Verlauf der letzten Jahrzehnte über den Umgang mit planmäßig angelegten Siedlungen hin zu Fragen der Raumwirkung der Kulturdenkmäler und den historischen Kulturlandschaften.

ORTSANALYSE

Betrachtet man das Kernarbeitsfeld näher, lässt sich feststellen, dass auch die Methoden einen Wandel erfahren haben. Um 1900 wurden für einige historische Stadtkerne Baualterspläne erstellt, die bei der Beurteilung von Baumaßnahmen einfließen und den Erlass von Satzungen zum Erhalt der Ortsbilder flankierten. Mit der interdisziplinären Arbeit unter Gottfried Kiesow im Landesamt für Denkmalpflege Hessen und den Universitäten in Darmstadt und Frankfurt a.M. konnte Ende der 1970er-Jahre ein neuer Ansatz entwickelt werden, der erstmals Geschichts- und Sozialwissenschaften mit Planungswissenschaften zusammenführte. Das eindrucksvoll in ›Das hessische Dorf‹ von Ina-Maria Greverus und Gottfried Kiesow 1982 publizierte Ergebnis war eine vielschichtige und möglichst umfassende Sicht auf Werte in den Ortskernen. Aus der Arbeit ging die heute unter dem Oberbegriff ›Ortsanalyse‹ zu fassende Methode hervor.

Seit 2016 wurde in Hessen die ›Städtebaulich-Denkmalpflegerische Aufnahme‹ (SDA) entwickelt, die auf Erfahrungen in Baden-Württemberg und Bayern fußt. Es handelt sich um ein informelles Planungsinstrument, dessen Ziel die frühzeitige Information der Beteiligten ohne konkreten Anlass ist. Nach nunmehr fünfjähriger Anwendung lohnt sich ein Blick auf die Methodik und auf den derzeitigen Stand.

STÄDTEBAULICH-DENKMALPFLEGERISCHE AUFNAHME

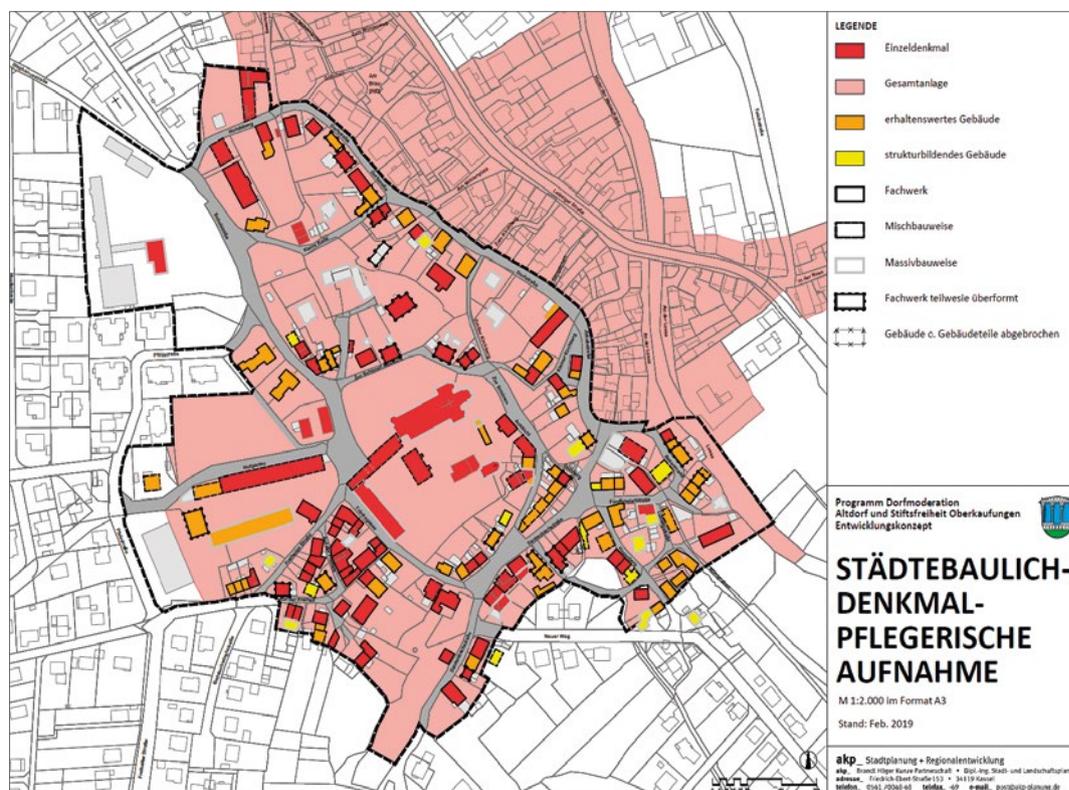
Das Instrument der SDA wurde zunächst in Hümme, einem Stadtteil der Stadt Hofgeismar im Landkreis Kassel, erprobt. Ziel ist es, die objektübergreifenden Bezüge der historischen Bauten darzustellen und Aussagen zum Wert der Ensemblesubstanz und der -struktur zu treffen. Hierzu ist eine eingehende Untersuchung aus historischer und städtebaulicher Perspektive ausgehend vom heutigen Bestand erforderlich. Die Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte: 1. Recherche zu historischen Ortsplänen, Quellen und Literatur, 2. Überlagerung und Auswertung und 3. Darstellung der Ergebnisse in Form von Texten, Gebäudesteckbriefen, Fotodokumentation und Karten. Als Grundlage für den Vergleich des heutigen



Abb. 2:
Historische Ortsansicht mit Stiftskirche in Kaufungen-Oberkaufungen

Foto: Archiv LfDH
Marburg

Abb.3:
Kartierung der
denkmalpflegerischen
Interessen in Kaufun-
gen-Oberkaufungen
Karte: akp im
Auftrag der Gemeinde
Kaufungen



Bestandes mit der historischen Entwicklung hat sich die Nutzung von Flurkarten seit dem 18. Jahrhundert bis hin zu den Urkatasteraufnahmen bewährt, die je nach historischer Zugehörigkeit in unterschiedlichen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts angefertigt wurden. Für die Recherche und Bereitstellung von digitalisierten Ortskarten gilt ein besonderer Dank den Kolleginnen und Kollegen des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde sowie dem Hessischen Landesarchiv. Die vorliegenden Bände des Hessischen Städteatlas bilden mit ihrem umfangreichen Kartenmaterial und ihren Darstellungen zur Orts- und Siedlungsgeschichte wertvolle Grundlagen für die vertiefte Untersuchung. Für die Anwendung der Methodik ist es nicht erforderlich, dass eine denkmalgeschützte Gesamtanlage im Ort besteht. Die SDA kann allerdings zur Abgrenzung von Ensembleausweisungen eingesetzt werden.

Die anschauliche Kartendarstellung der SDA vermittelt die denkmalpflegerischen Interessen im jeweiligen Ortskern (Abb. 1). Die Bauten werden ausgehend von ihrem Zeugniswert und Überlieferungszustand in drei Kategorien eingeteilt: 1. Kulturdenkmäler (rot), 2. erhaltenswerte Bauten (orange) und 3. strukturbilden-

de Bauten (gelb). Daneben werden prägende Raumkanten, Straßen- und Platzbereiche sowie Grün- und Wasserflächen (grün bzw. blau) dargestellt. Da keine negative Bewertung erfolgt, werden alle übrigen Bauten und Anlagen nicht farbig angelegt. In der Kartierung zum Denkmalbestand werden auch die Bodendenkmäler abgebildet.

ANWENDUNGSFELDER

Die SDA dient als fundierte Grundlage von Verwaltungshandeln, bei Planverfahren, in der Dorfentwicklung und Städtebauförderung sowie für Prozesse der Bürgerbeteiligung und zur Öffentlichkeitsinformation. Dabei ist die Untersuchung so ausgerichtet, dass sie sowohl in der Denkmalfachbehörde als auch durch externe Büros unter fachlicher Begleitung bearbeitet werden kann. Auf der Grundlage der SDA ergaben sich bei den umgesetzten Projekten erhebliche Erleichterungen in der Vermittlung der Werte im Dorf an Bürgerschaft und Politik, in der Bearbeitung von bau- und denkmalrechtlichen Genehmigungen sowie in der Abgrenzung der Fördergebiete der Dorfentwicklung (IKEK). Neben den beiden Pilotstudien in Hofgeismar-Hümme und Grünberg (noch nicht abgeschlossen)

gab und gibt es weitere Untersuchungen mit gleicher Methodik. So konnte im Rahmen der Dorfmoderation für das Gebiet des Oberdorfs Oberkaufungen rund um die Stiftskirche eine SDA erstellt werden, die eine Grundlage für den Antrag auf Aufnahme in das Städtebauförderprogramm ›Lebendige Zentren‹ bildete (Abb. 2 und 3). Im Rahmen der Untersuchung wurden auch die Nutzungen der Gebäude, Leerstände und Bauzustände erfasst und die Qualitäten der Freiräume bewertet.

Derzeit wird in Idstein im Rheingau-Taunus-Kreis eine SDA erarbeitet, in deren Rahmen die historische Altstadt der ehemaligen Nassauischen Residenzstadt untersucht wird (Abb. 4 und 5). Die Präzisierung der denkmalpflegerischen Werte im Stadtkern bildet die Grundlage für die Vorprüfung zur Integration von Solaranlagen im Altstadtzentrum.

Daneben wurden und werden durch die Hochschule RheinMain in Wiesbaden Abschlussarbeiten unter fachlicher Begleitung durch das LfDH im Studiengang ›Baukulturerbe‹ mit großem Erfolg bearbeitet, deren Einspeisung in den planerischen und denkmalpflegerischen Alltag vorgesehen ist. Hier gilt Frau Professorin Bantelmann-Betz ein herzlicher Dank.

AUSBLICK

Denkmalpflege muss im 21. Jahrhundert vor dem Hintergrund von Klimawandel und der Dringlichkeit der Ressourcenschonung eine aktive Rolle in der Stadtentwicklung anstreben und bei der Zukunftsfähigkeit mitwirken. Dies muss einerseits durch die Vermittlung der historischen Werte und Zeitschichten von Bauten, Strukturen, Freiräumen und Grünflächen in den Ortskernen erfolgen. Andererseits wird es auch um die möglichst verträgliche Integration neuer Nutzungen wie Nahversorgung, barrierefreies Wohnen, Familienwohnen etc. in die alten Ortskerne gehen müssen. Hier bewegt sich die Denkmalpflege in der Tradition der Disziplin und als Partnerin einer neuen Baukultur.

Das Instrument der Städtebaulich-Denkmalpflegerischen Aufnahme hat sich durch Vernetzung mit Denkmalerfassung, Dorfentwicklung und Städtebauförderung mittlerweile etabliert. Wie die Projekte in Kaufungen und Idstein zeigen, kann sie auf Grundlage der Kartierung der Denkmalwerte mit unterschiedlichen Themen-Modulen so aufgebaut werden, dass eine integrierte städtebauliche



Entwicklung unter Wahrung der prägenden historischer Bauten und Strukturen möglich wird. So lassen sich auf Grundlage der Voruntersuchung Bauleitplanungen und Gestaltungssatzungen im Rahmen der kommunalen Planungshoheit fortschreiben. Aktuelle Fragestellungen betreffen neben der Nutzung regenerativer Energien die Innenentwicklung mit Bewertung der Bauzustände, Nutzungen und Nachverdichtungspotenziale sowie die Stärkung von Grün- und Freiflächen für die Verbesserung des Wohnumfeldes.

Tobias Michael Wolf

Abb. 4:
Ausschnitt aus dem
Urkataster der Altstadt
mit Obergasse und
Unionskirche in Idstein
Karte: Hessisches
Landesarchiv – Haupt-
staatsarchiv Wies-
baden, HHStAW Best.
3011/2 Nr. 1279/30:
Urkarten der Stadt Id-
stein, Flur 1–84

Abb. 5:
König-Adolf-Platz mit
Rathaus in Idstein
Foto: T. M. Wolf, LfDH

BASILIKA AUF DEM SCHIFFENBERG BEI GIESSEN

BRANDSCHUTZMASSNAHMEN

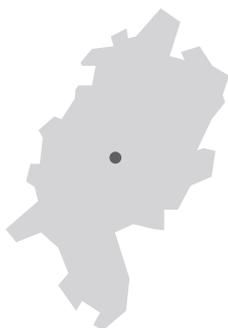


Abb. 1:
Basilika auf dem
Schiffenberg
bei Gießen

Foto: E. Prüll

Denkmalschutz und Brandschutz – ein Thema mit Konfliktpotenzial, denn nicht selten sind die Brandschutzvorschriften im Baudenkmal nur mit Eingriffen in Substanz und Erscheinungsbild umzusetzen. Oberstes Ziel des baulichen Brandschutzes ist die Unversehrtheit von Leib und Leben der Bewohnerinnen und Bewohner und der Nutzerinnen und Nutzer – die Erhaltung der Bausubstanz, sofern nicht für die Rettung von Menschenleben von Bedeutung, ist sekundär. Im Falle der dreischiffigen, doppelchörigen Pfeilerbasilika auf dem Schiffenberg bei Gießen, dem ältesten und wichtigsten Bau des ehemaligen Klosters und späterer Domäne Schiffenberg, war es den Denkmalbehörden und der Universitätsstadt Gießen ein besonderes Anliegen, im Zusammenhang mit der 2011 bis 2015 durchgeführten Generalinstandsetzung auch vorbeugende Maßnahmen zur Brandverhütung und -bekämpfung zu treffen, die dem Schutz und Erhalt des Denkmals dienen.

Architekturgeschichtlich ist die ehemalige Stiftskirche nicht nur hinsichtlich ihrer klaren Formensprache, sondern auch wegen ihrer weitestgehend erhaltenen mittelalterlichen Substanz ein außerordentliches Dokument romanischer Baukunst (Abb. 1). Besonders hervorzuheben sind das 1162 errichtete Langhausdach und das 1147 entstandene Spitzhelmdach des Vierungsturms, die nachweislich zu den ältesten erhaltenen Dachwerken in Deutschland gehören. Angesichts der Alleinlage auf dem Gießener Hausberg, in großer Entfernung zur innerstädtischen Feuerwache, die fehlenden Möglichkeiten einer direkten Wasserversorgung und bestehende Gebäudetechnik stellte die Entwicklung eines denkmalgerechten Brandschutzkonzepts für die Basilika eine besondere Herausforderung dar. Die Vermeidung von Eingriffen in die historische Substanz, die Reversibilität und eine unsichtbare Installation der Brandschutztechnik waren außerdem zu berücksichtigen.



Geringe Schwierigkeiten bereitete der Einbau einer für die Brandfrüherkennung obligatorischen Brandmeldeanlage mit direkter Alarmübertragung zur Brandschutzleitstelle. Klein und farblich angepasst waren die Melder relativ einfach und unscheinbar im Innenraum zu integrieren. Im Zusammenspiel mit einem erhöhten Blitzschutz und einer elektrischen Anlage, die über Brandschutzschalter und eine stromlose Abschaltung außerhalb der Nutzungszeit verfügt, sind mögliche Brandentstehungsszenarien reduziert und die frühzeitige Erkennung eines Feuers gewährleistet. Für eine wirksame Brandbekämpfung im hölzernen Dachstuhl, der nur über eine enge Luke zugänglich und somit für die Einsatzkräfte der Feuerwehr schwer erreichbar ist, kamen allein ortsfeste Löschanlagen infrage.

Vor dem Hintergrund, dass die Basilika unbeheizt ist und auch Räumlichkeiten für die Unterbringung und den Anschluss automatischer Löschtechnik nicht gegeben sind, fiel die Entscheidung für eine halbstationäre Sprühwasserlöschanlage. Im Gegensatz zu stationären Anlagen, die automatisch auslösen, verfügen halbstationäre Systeme über keine eigene Wasserversorgung. Das Leitungssystem ist nicht mit Löschwasser befüllt, somit auch korrosions- und frostunempfindlich. Es besteht auch keine Gefahr von Schäden durch eine automatische Fehlauflösung. Erst im Brandfall wird die Anlage von der über die Brandmeldeanlage alarmierten Feuerwehr vor Ort in Betrieb genommen und mit Löschwasser aus den Einsatzfahrzeugen versorgt, das im Bedarfsfall von einer Wasserbevorratung in der Nähe ergänzt werden kann.

Wesentlicher Bestandteil der Anlage sind die über den gesamten Dachraum verteilten Sprinklerdüsen, die sich thermisch aktivieren und nur im Brandbereich Löschwasser versprühen. Dadurch bleibt unter anderem die Zeitphase für die Brandortung erspart und überproportionale Wasserschäden werden minimiert. Obwohl die Sprinkleranlage relativ groß dimensionierte Leitungsrohre erforderte, konnte der in allen Einzelheiten mit der Denkmalpflege abgestimmte Leitungsverlauf so gewählt werden, dass sich die unbehandelten stahlgrauen Löschanlagen unauffällig und substanzschonend durch das Dach schlängeln und die Anlagenteile in den offen sichtbaren Dachstühlen des Westchors sowie der Querhäuser einschließlich Chor nicht in Erscheinung treten (**Abb. 2**). Lediglich an ihrer Einspeisungsstelle vor dem Gebäude ist die Löschanlage erkennbar.

Bei dem mit Spannung erwarteten Testlauf der Löschanlage bestätigten sich die Berechnungen des Brandschutzplaners. Bis zur höchstgelegenen Sprinklerdüse in der Turmspitze konnte die Pumpe des Einsatzfahrzeuges der Gießener Berufsfeuerwehr den erforderlichen Wasserdruck aufbauen (**Abb. 3**). Wenngleich die halbstationäre Sprühwasserlöschanlage aus Mangel an Alternativen entwickelt wurde und einer automatischen Anlage nicht vollständig gleichkommt, so versetzt sie doch die Rettungskräfte der Feuerwehr in die Lage, schnelle und gezielte Löscharbeiten durchzuführen. Zudem handelt es sich um eine leicht reversible, kostengünstige, robuste und wenig wartungsintensive Technik, die hoffentlich nie zum Einsatz kommen muss.

Joachim Rauch

Abb. 2:
Offener Dachstuhlbereich der Ostteile

Im Gegensatz zu den gut erkennbaren Zugstäben der Dachkonstruktion sind die im Sichtschatten der Sparren angeordneten Löschanlagen kaum wahrnehmbar.

Foto: J. Rauch

Abb. 3:
Testlauf und Inbetriebnahme der Löschanlage

durch die Gießener Berufsfeuerwehr

Foto: J. Rauch



VIRTUELLE KELTEN

VERMITTLUNG VON WISSENSCHAFT IN DER KELTENWELT AM GLAUBERG

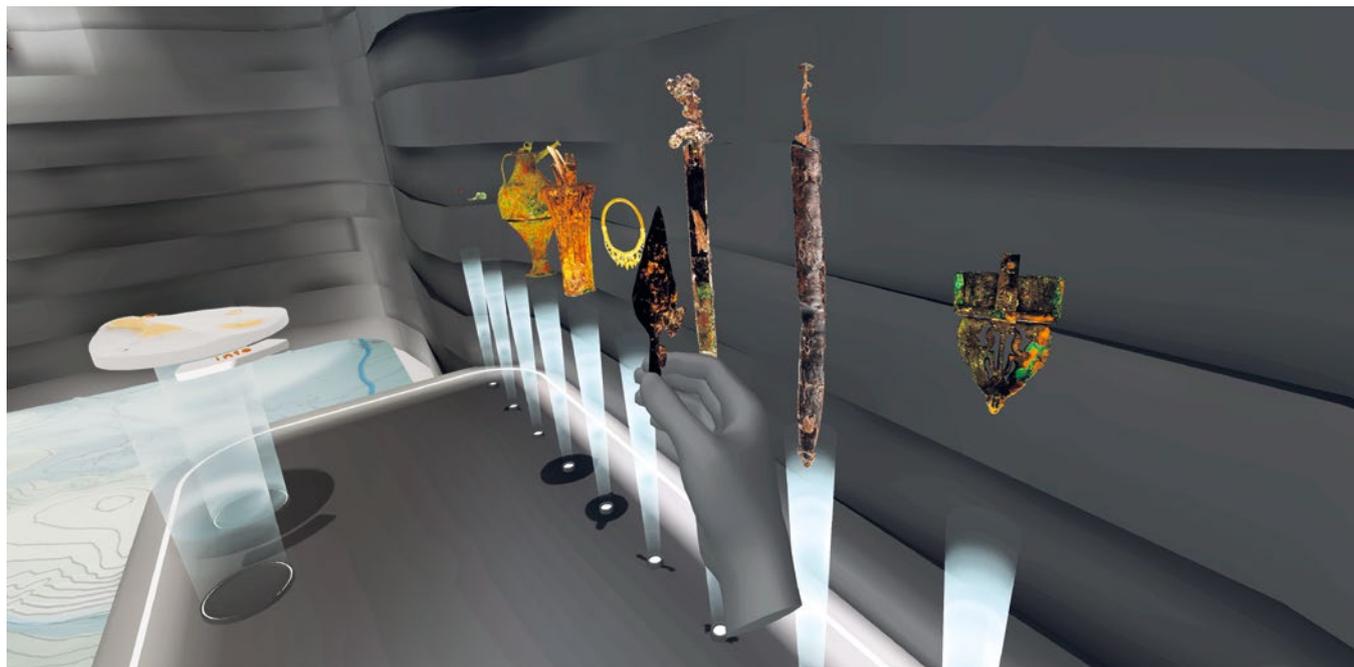


Abb. 1:
Ausgangspunkt des
virtuellen Museums-
rundgangs

Nach Start der VR-
Anwendung können
virtuell Plateau bzw.
Grabhügel 1 besucht
oder reiche Grabfunde
betrachtet werden.

Grafik: © 2021,
TU Darmstadt,
FG Digitales Gestalten
& KWG, Forschungs-
zentrum



Digitale virtuelle Welten entführen Nutzerinnen und Nutzer oft in vorgeblich realistische Rekonstruktionen vergangener Zeiten. Die Keltenwelt am Glauberg setzt diesem Trend eine VR-Anwendung entgegen, die Unsicherheiten, aber auch Forschungswege visualisiert.

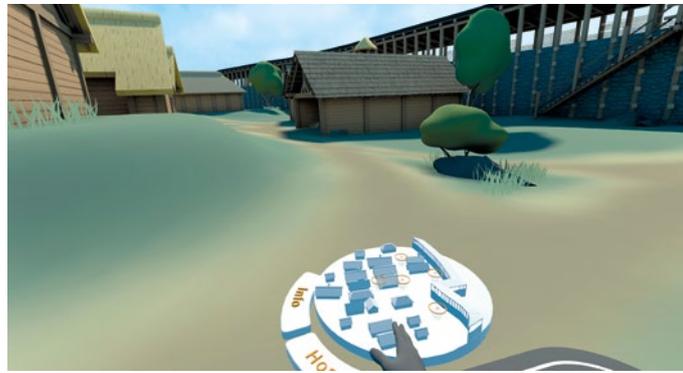
Im Bereich von Virtual Reality (VR) haben verbesserte und preiswertere verfügbare Geräte Museen inspiriert, VR-Brillen verstärkt in Ausstellungen einzusetzen. Letztere ermöglichen ein sehr einfaches Evozieren eines Raumgefühls; Dimensionen eines Bauwerks lassen sich so erfassen, als stünde man darin. Kein anderes Interface bietet diese Möglichkeit. Gleichzeitig entstehen neue Formen der Interaktion. Für eine gewinnbringende Nutzung dieses Gefühls der Anwesenheit in archäologischen Kontexten ist allerdings auch eine sorgfältige Auswahl an Themen, Bauwerken usw. zu treffen. Die VR-Anwendung der Keltenwelt am Glauberg (KWG) folgt dem verbreiteten Trend zu hyper- bzw. pseudorealistischen Rekonstruk-

tionen archäologischer Sachverhalte bewusst nicht; sie setzt stattdessen eigene Akzente und geht neue Wege. Nicht Eindeutigkeit ist das Ziel, sondern entsprechend eines unscharfen Wissensstandes das Aufzeigen verschiedener Rekonstruktionslösungen und die Präsentation von Hintergründen zu den Quellen und dem wissenschaftlichen Weg, der zur Erstellung der Rekonstruktionen geführt hat. Die Betrachterinnen und Betrachter bekommen so die Informationen, die auch die Archäologinnen und Archäologen genutzt haben, um zu einer Annäherung an diese vergangene Welt zu gelangen. Die VR-Nutzerinnen und -Nutzer werden zunächst in einem virtuellen Museumsraum empfangen, der Ihnen modellhaft die Landschaft am Glauberg »zu Füßen« legt (Abb. 1). Anhand von digitalen Modellen werden zudem unterschiedliche Erhaltungsbedingungen – vom reichen Fundspektrum aus den Gräbern bis zu den kaum erhaltenen Siedlungsresten – thematisiert. Die Modelle können virtuell in die Hand genommen und von Nahem betrachtet werden.

Dem unscharfen Wissen gerecht werdend, wurde bewusst eine nicht realistisch wirkende Anmutung für die zweite Vertiefungsstufe der VR-Welt gewählt. In einem comichaften Stil können die Nutzerinnen und Nutzer auf das Plateau oder zum Grabhügel gelangen. Hier können sie sich die Umgebung anschauen und verschiedene Betrachtungspunkte wählen (Abb. 2). Von jedem der Betrachtungspunkte ist nun eine dritte Vertiefungsebene anwählbar, z. B. die Inneneinrichtung eines keltischen Hauses (Abb. 3) oder ein übergroßer archäologischer Laborraum zum Thema Mauer, in dem im Maßstab 1:1 verschiedene Mauervarianten sowie eine Animation des Maueraufbaus zu sehen sind.

Die Modelle und interaktiv nutzbaren Informationen werden auch in einer Anwendung für Mobiltelefone eingesetzt. Die Vermittlung von Inhalten mithilfe von Augmented Reality-Apps auf Mobilgeräten wird zunehmend zu einer wichtigen Ergänzung für Museen und andere Bildungseinrichtungen. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, in der Landschaft nicht mehr vorhandene Strukturen und Bauten wieder sichtbar werden zu lassen und diese Rekonstruktionen in einer Überlagerung mit der Umgebung auf dem Display eines Mobilgerätes einzublenden. Aber auch hier wird dem Umstand oft nicht adäquat Rechnung getragen, dass die für eine seriöse Rekonstruktion benötigten Grundlagen nicht im ausreichenden Maße vorhanden sind und somit mehr als eine Rekonstruktionsvariante möglich und wahrscheinlich ist. Die App *Keltenwelt AR – Eine Entdeckungsreise in die Zeit der Kelten am Glauberg vor 2400 Jahren* (verfügbar für iOS- und Android-Geräte neuerer Generationen, die die technischen Voraussetzungen für die Verwendung von sog. Augmented-Reality-Technologien erfüllen) will nicht eindeutige Rekonstruktionslösungen anbieten, sondern Varianten zeigen und deutlich machen, was an Wissen vorhanden ist und was nicht. Die Hintergründe, Befunde und Analogien werden transparent dargestellt, sodass Nutzerinnen und Nutzer einen Einblick erhalten, worauf sich die Rekonstruktionsvorschläge stützen.

Der Ansatz zu einer befundkritischen, forschungsbasierten Rekonstruktion unter Verwendung verschiedener Varianten und die Offenlegung der dafür verwendeten Grundlagen ist insbesondere in der Archäologie noch nicht weit verbreitet, weshalb sowohl die VR-Anwendung als auch die App »Keltenwelt AR«



als wegweisend und innovativ bezeichnet werden kann. Wir sind davon überzeugt, dass VR ein ideales Werkzeug für eine mehrlicheren Herangehensweise an die (Re-)Konstruktion der Vergangenheit sein kann. Der Einsatz von VR kann ein überzeugendes Mittel für einen kritischen Ansatz zur Visualisierung vergangener Umgebungen sein, um der Mehrdeutigkeit oder dem unscharfen Wissen gerecht zu werden und gleichzeitig Nutzerinnen und Nutzern spannende Raumszenarien und -erlebnisse anzubieten. Hier stehen wir aber erst am Anfang der Entwicklung solcher neuen digitalen Vermittlungsräume.

Die fertige VR-Anwendung soll im Museum der Keltenwelt am Glauberg eingesetzt und kostenlos für Oculus-Quest-2-Brillen veröffentlicht werden. Den Gästen wird so die Möglichkeit gegeben, auch abseits vom Museumsbetrieb in eigenem Tempo in die virtuelle Welt am Glauberg einzutauchen und ihren Besuch zu Hause vorzubereiten oder ihre Erfahrungen vor Ort nach ihrer Rückkehr nachzubereiten. Die VR-Technologien können überdies dazu beitragen, neue Gruppen von Nutzerinnen und Nutzern für die Welt der Kelten auf dem Glauberg und die zu ihrem Verständnis nötige archäologische Forschung zu begeistern.

Ruth Beusing, Marc Grellert, Axel Posluschny

Abb. 2:
Startpunkt zur virtuellen Erkundung des Glaubergplateaus

Für Gebäude und Ringmauer wurde eine Darstellung im Comic-Stil gewählt.

Grafik: ©2021, TU Darmstadt, FG Digitales Gestalten & KWG, Forschungszentrum

Abb. 3:
Digitaler Rekonstruktionsvorschlag

Beispielhaft ist die Innenausstattung eines Wohnhauses auf dem Glauberg zu sehen.

Grafik: ©2021, TU Darmstadt, FG Digitales Gestalten & KWG, Forschungszentrum

ELITEBESTATTUNG EINES RÖMISCHEN KOHORTENPRÄFEKTEN? EIN PRUNKGRAB AM LIMESKASTELL ARNS- BURG ›ALTEBURG‹ BEI LICH-MUSCHENHEIM (LKR. GIESSEN)

Abb. 1:
Die Grabungsfläche
Luftaufnahme wäh-
rend der 1. Grabungs-
kampagne im August
2020, im Hintergrund
links das Kastellareal
im Bereich der Wiese
Foto: J. Koch, JLU



Reich ausgestattete und aufwendig gestaltete Gräber der Römischen Kaiserzeit gehören nach wie vor zu den seltenen Befunden entlang des Obergermanisch-Raetischen Limes. In der Wetterau traten sie bislang vor allem im Umfeld römischer Gutshöfe auf. Eine Ausgrabung der hessenARCHÄOLOGIE in Kooperation mit der Justus-Liebig-Universität

Gießen im südlichen Gräberfeld des Limeskastells Arnsburg (Stadt Lich, Lkr. Gießen) brachte nun erstmals am Wetteraulimes im direkten Umfeld eines Militärlagers ein derartiges Grab zutage, das einem hohen Vertreter der Lagerkommandantur zuzuschreiben sein dürfte (Abb. 1).



Unweit des Lagerdorfes südlich des Limeskastells Arnburg ›Alteburg‹ war bereits im späten 19. Jahrhundert eine Ausgrabung durch die damalige Reichs-Limeskommission veranlasst worden, in deren Verlauf man 29 römische Brandgräber freilegte. Diese Gräber gewähren uns Einblicke in die gängige Bestattungspraxis im Vorfeld der obergermanischen Provinzgrenze. Demnach wurden die Verstorbenen unter Beigabe von Trink- und Essgeschirr an einem öffentlichen Verbrennungsplatz eingäschert, die sterblichen Überreste aus der Asche des Scheiterhaufens aufgelesen und anschließend am Bestattungsplatz in einer Graburne mit weiteren Grabbeigaben – etwa Tonkrüge, Trinkbecher, Öllampen sowie Votivterrakotten – in einer bescheidenen Grabgrube niedergelegt. Eine Auswahl an Graburnen und Grabbeigaben aus dem Arnburger Gräberfeld konnte bis zum 16. Januar 2022 im Oberhessischen Museum in Gießen in der aktuellen Sonderausstellung ›Auf den Spuren der Archäologie – Vom Fundort ins Museum‹ besichtigt werden.

Im Oktober 2019 entdeckte A. Kleeberg bei der Befliegung eines Getreidefeldes südlich des bekannten Gräberfeldes in etwa 800 m Entfernung vom Südtor des Limeskastells ein ringförmiges Bewuchsmerkmal, das auf einen

archäologischen Befund hinwies. Eine nachfolgende geophysikalische Magnetometerprospektion erhärtete diesen Verdacht. Die ursprüngliche Funktion und Zeitstellung des Bodendenkmals mit 7 m im Durchmesser blieben angesichts der nicht-invasiven Prospektionsmethode unbekannt. Eine zusätzliche Feldbegehung erbrachte eine auffällige Konzentration fragmentierter Sandsteine, die im Bereich des lokal anstehenden Wetterauer Lösslehmbo­dens keinesfalls auf ein natürliches Vorkommen zurückzuführen war. Aufgrund der Gefährdung durch die aktuelle landwirtschaftliche Nutzung der Fläche und zur Beurteilung der geophysikalischen Messergebnisse wurde im August 2020 eine dreiwöchige Lehrgrabung unter Beteiligung von Studierenden des Instituts für Altertumswissenschaften der Justus-Liebig-Universität (JLU) Gießen unter fachlicher Leitung von Dr. Julia M. Koch (JLU) und Michael Gottwald M. A. (Landesamt für Denkmalpflege Hessen, hessenARCHÄOLOGIE) durchgeführt. Eine zweite Grabungskampagne erfolgte im März 2021.

Der im Zuge der Grabungen freigelegte Befund erwies sich als Überrest eines ehemals aufwendig gestalteten Grabbaus, dessen Kern ein sog. *bustum* bildete (Abb. 2).

Abb. 2:
Die monumentale Grabarchitektur

Steinfundament eines Tumulusgrabes mit aufliegendem Mauergerüst der Grabkammer, darin die Grabgrube
Foto: J. Koch, JLU

Abb. 3:
Die exzeptionelle
Grabausstattung

Der abgebrannte Scheiterhaufen *in situ* mit Faltstuhl, Strigilis, Bronzegriff einer Sieb-/Schöpfschale, zerscherbtem Geschirr sowie sichtbare Spuren der Brandbestattung
Foto: J. Koch, JLU



Hauptmerkmal dieser Bestattungsform ist die Einheit von Verbrennungsplatz und Grabgrube, wodurch sich Letztere – wie im vorliegenden Fall – als veriegelte Kammer im Untergrund erhält. Das Arnsburger Bustum ist darüber hinaus zentral in eine ringförmige Steinsetzung eingetieft, die aus akkurat gesetzten und mit Mörtel fixierten Basaltsteinen besteht. Diese fungierten wiederum als stabiles Auflager für ein quadratisches Mauergeviert, dessen Fundament in geringer Höhe erhalten blieb und in der ursprünglich aufgehenden Architektur vermutlich eine Grabkammer ausgebildet hatte, deren axiale Ausrichtung dem antiken Straßenverlauf folgte. Bislang ist unklar, ob das Basaltsteinfundament und der darüberliegende Mauerzug zu einer einzigen Bauphase gehören, weshalb die Frage nach dem obertägigen Aussehen der Grabstätte vorerst nicht eindeutig beantwortet werden kann. Die Auffindung zweier Inschriftenfragmente unmittelbar vor dem Memorialbau an der Römerstraße verweist auf dessen repräsentative Ausgestaltung mittels einer auf gewisse Fernwirkung abzielenden Grabinschrift mit 10 cm hohen Buchstaben. Bereits durch die prominente Lage des auf einer Anhöhe weithin sichtbaren Grabmonumentes wurde vorüberziehenden Passanten der gehobene soziale Status des Verstorbenen einst eindrücklich

vor Augen geführt. Die öffentliche Wahrnehmung der Grabinschrift wurde zudem durch die Verwendung eines weißen Sandsteins aus den etwa 25 km entfernten Steinbrüchen von Erbstadt (Stadt Nidderau, Main-Kinzig-Kreis) im kontrastierenden Farbenspiel mit der aufgehenden Grabarchitektur aus rötlichem Rockenberger Sandstein bewusst inszeniert. Der Transport des Sandsteins aus den römischen Steinbrüchen von Rockenberg (Wetteraukreis) und Erbstadt könnte über die nahe gelegene Wetter erfolgt sein.

Die rötliche Veriegelung der Grabgrube und die Asche verbrannter Hölzer auf deren Sohle belegen, dass der Verstorbene an Ort und Stelle eingäschert worden war. Lineare Brandspuren der Hölzer des Scheiterhaufens waren im Befund noch deutlich zu erkennen (Abb. 3). Zusammen mit dem Verstorbenen hatte man Alltagsgegenstände wie Ess- bzw. Trinkgeschirr und eine Amphore dem Feuer übergeben. Ein faltbarer Stuhl und ein Schabeisen (*strigilis*), beide aus Eisen, sowie der Bronzegriff eines Sieb- bzw. Schöpfgefäßes trugen zur gehobenen Grabausstattung bei. Die Funde datieren das Grab in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Die Strigilis spielte eine wichtige Rolle in der römischen Badekultur. Mit ihr zog man vor dem eigentlichen Badevorgang Schweiß und

Schmutz von der geölten Haut ab. Wahrscheinlich hatte der in Arnsburg Bestattete dazu auf dem Stuhl gesessen. Die funktionale Zusammengehörigkeit von Klappstuhl und Strigilis wurde im Grab durch deren Niederlegung in unmittelbarer Nähe zueinander angezeigt. Die beiden Objekte waren über die Jahrhunderte hinweg zusammenkorrodiert und zeigten erst im Zuge der Restaurierung wieder ihre ursprüngliche Form (Abb. 4). Nach der Verbrennung des Leichnams hatte man die sterblichen Überreste des Toten mit schräg zueinander positionierten Dachziegeln abgedeckt, die Stempel einer römischen Auxiliareinheit, der *cohors I Aquitanorum* tragen und somit in ein militärisches Umfeld verweisen.

Der auf diese Weise ausgestattete Verstorbene mit seinem imposanten Grabbau erscheint demnach als ein hochrangiger Militärangehöriger, der zu Lebzeiten eine gehobene Badekultur gepflegt hatte, was allerdings in den Thermen vor den Lagertoren römischer Limeskastelle grundsätzlich für die gesamte Besatzung eines Kastells und damit auch für einfache Soldaten möglich war. Dementsprechend lag vor dem Südtor des Kastells Arnsburg an der Straße zum Lagerdorf, die weiter südlich das Grab passierte, das bereits im Jahr 1844 ausgegrabene Kastellbad. Dieses war nach Ausweis der gestempelten Ziegel bereits im späten 1. Jahrhundert n. Chr. errichtet worden. Lange Zeit wurden in der archäologischen Forschung ins Grab mitgegebene Faltstühle überwiegend als Feldherrenstuhl (*sella castrensis*) und folglich als rangbezeichnendes Statussymbol bzw. als Amtsinsignie gewertet. Mittlerweile kennt man vom pannonischen Donaulimes aus Gräbern römischer Militärangehöriger einer lokalen Stammesaristokratie Beigabenensembles bestehend aus Faltstühlen und Strigilen, die jüngst überzeugend als *balnearia*, also als Badezubehör angesprochen wurden. In der Wetterau wiederum sind Bäder nachgewiesen, die zur Privatausstattung des Wohnhauses des Lagerkommandanten (*praetorium*) gehörten wie etwa in den Kastellen von Inheiden (Stadt Hungen, Lkr. Gießen) und Friedberg (Wetteraukreis). Dies wirft die Frage auf, ob man im Arnsburger Grab in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts einen zuvor im *praetorium* residierenden Präfekten der 1. Aquitanierkohorte bestattet hatte, bevor die Mili-

täreinheit an den Mainlimes nach Stockstadt verlegt wurde. In jedem Fall wirft die Grabausstattung ein Schlaglicht auf die Bedeutung römischer Bade- und Schriftkultur in der obergermanischen Grenzregion.

Zum Abschluss unserer Untersuchungen am Arnsburger Grabbau ist eine dritte Grabungskampagne im Frühjahr 2022 vorgesehen. Diese zielt auf eine vollständige Freilegung und Dokumentation des Baubefundes zur Klärung der Konstruktionstechnik der römischen Grabarchitektur ab. Darüber hinaus soll deren topografische Anbindung an die südliche Gräberstraße weiterverfolgt werden. Für finanzielle, fachliche, tatkräftige und logistische Unterstützung danken wir herzlich der Archäologischen Gesellschaft in Hessen e. V., Fam. R. Becker, W. Bender, J. Benner, J. Diehl B.A. (JLU), Dr. P. Fasold, Dr. H. Ganz, M. Gottwald M.A. (LfDH), S. Heeb B.A. (JLU), Dr. C.-M. Hüssen, A. Kleeberg, Fam. K. Lins, M. Pieper B.A. (LfDH), R. Skryczak, N. Weil, Dr. H. Graf von Westerholt sowie unseren Sponsoren in Muschenheim, Birklar, Hungen und Butzbach. Die Materialanalyse des Sandsteins erfolgte in Autopsie durch Prof. Dr. P. Prinz-Grimm (Goethe-Universität Frankfurt) und Dipl.-Geol. Martina Dümmler, wofür wir ebenfalls herzlich danken.

Julia M. Koch, Kai Mückenberger



Abb. 4:
Faltstuhl und Strigilis

Die Funde nach ihrer Restaurierung
Foto: D. Bach,
Winterbach

DIE hessenARCHÄOLOGIE-WOCHE 2021 DIGITALE WEGE FÜR EINE TRADITIONSREICHE VERANSTALTUNG



Abb. 1:
**Virtueller hessen-
ARCHÄOLOGIE-Tag**
Dreharbeiten im
Museum Römerkastell
Saalburg mit Landesarchäologe Prof. Dr. Udo Recker und Dr. Carsten Amrhein, Direktor Römerkastell Saalburg
Foto: L. Goerze, LfDH



Abb. 2:
Video aus der Keltenwelt am Glauberg
Präsentation neuester Funde, die in der Sonderausstellung ›KELTEN LAND HESSEN – Eine neue Zeit beginnt‹ gezeigt werden (v. l. n. r. Bezirksarchäologe Hardy Prison M. A., Direktorin der Keltenwelt Dr. Vera Rupp, Bezirksarchäologin Dr. Sandra Sosnowski und Landesarchäologe Prof. Dr. Udo Recker)
Foto: L. Goerze, LfDH

Nachdem der hessenARCHÄOLOGIE-Tag 2020 pandemiebedingt entfallen musste und es sich auch im Folgejahr abzeichnete, dass keine Präsenzveranstaltung möglich sein würde, beschloss die hessenARCHÄOLOGIE, zur Durchführung dieses bedeutenden Ereignisses 2021 neue Wege zu beschreiten.

Seit 13 Jahren ist der hessenARCHÄOLOGIE-Tag die wichtigste Veranstaltung der hessischen Landesarchäologie. Der enge Austausch zwischen Denkmalpflege und Archäologieinteressierten, die Einblicke in die neusten Entwicklungen und in aktuelle Grabungen, die Vorstellung des Jahrbuches hessenARCHÄOLOGIE – all dies macht diese Veranstaltung zu etwas ganz Besonderem. So wurde 2021 aus dem hessenARCHÄOLOGIE-Tag eine hessenARCHÄOLOGIE-Woche, die sich vom 6. bis 12. November in digitalem Gewand präsentierte und auf der Homepage des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen so viele unterschiedliche Themen und Regionen wie nie zuvor vereinte.

Schon früh im Jahr 2021 zeichnete sich ab, dass eine Präsenzveranstaltung ein zu großes Risiko für alle Beteiligten darstellen würde. Dennoch sollte der Tag nicht wieder ersatzlos gestrichen werden, denn das jährliche Zusammentreffen ist für alle Beteiligten immer wieder ein High-

light. Dies galt erst recht für die Jahre 2020 und 2021, in denen viele bedeutende Jubiläen der hessenARCHÄOLOGIE stattfanden, die wir mit unseren Besucherinnen und Besuchern feiern wollten: 20 Jahre hessenARCHÄOLOGIE und gleichnamiges Jahrbuch, 20 Jahre Römerkastell Saalburg am Landesamt für Denkmalpflege Hessen, 15 Jahre Keltenwelt am Glauberg, 30 Jahre Archäobotanik und Paläontologische Denkmalpflege (Abb. 1). So entstand die Idee, mit dem hessenARCHÄOLOGIE-Tag den Schritt in die digitale Sphäre zu wagen. Die neue Form sollte jedoch kein bloßer Ersatz sein, vielmehr galt es, die Herausforderung als Chance zu verstehen.

Der Sprung ins digitale Medium eröffnet viele Möglichkeiten, die eine Vor-Ort-Veranstaltung nicht bieten kann. So war es im Rahmen der neu designten hessenARCHÄOLOGIE-Woche erstmals möglich, unsere Gäste auf eine Tour durch ganz Hessen mitzunehmen. Von Bad Hersfeld (Lkr. Hersfeld-Rotenburg) im Norden bis Darmstadt im Süden statteten wir vielen spannenden Bodendenkmälern einen ›Besuch‹ ab. Die Reise begann und endete jeweils an einem der beiden Standorte des Archäologischen Landesmuseums Hessen (ALMHessen), der Saalburg und der Keltenwelt am Glauberg. Herausragende paläontologische Stätten wie die Grube Messel (Lkr. Darmstadt-Dieburg) oder das Breitscheid-Erdba-

cher-Höhlensystem (Lahn-Dill-Kreis) standen ebenso auf dem Programm wie aktuelle und bedeutende Ausgrabungen – z. B. der Fundplatz Wölfersheim-Berstadt (Wetteraukreis). Auf unserer Tour durch ganz Hessen gab es zudem an jedem Tag einen neuen Themenschwerpunkt. So wurden ein ganz neu entdeckter Abschnitt des Limes vorgestellt, die Entwicklung der Archäobotanik und der Paläontologischen Denkmalpflege in Hessen nachgezeichnet, Einblicke in die vielfältigen Arbeitsbereiche der hessischen Bodendenkmalpflege gegeben und Zeitreisen ermöglicht. Im Neolithikum bestaunten wir die luftige Wohnraumgestaltung der Rössener Kultur, im Mittelalter spürten wir gemeinsam mit der AG Altbergbau Odenwald den Holzkohlemeilern Hessens nach und in der Moderne folgten wir unterirdischen Kabelspuren und entdeckten dabei Kommunikationsrelikte aus dem Zweiten Weltkrieg. Derartig vielfältige Themen galt es auch ansprechend zu präsentieren. Wir wollten nicht nur darüber schreiben, sondern sie auch in – möglichst bewegten – Bildern zeigen! Mit einem verlässlichen Partner an unserer Seite entstanden deshalb mehrere beeindruckende Videobeiträge. So konnte man der Kamera am ersten Tag durch die Saalburg und am letzten Tag durch die Keltenwelt am Glauberg folgen (**Abb. 2**). Erstmals war dadurch auch ein Blick hinter die Kulissen des Archäologischen Zentraldepots möglich. Die Tätigkeitsfelder der Bezirksarchäologie wurden ebenfalls in einem Kurzfilm vorgestellt. Videobeiträge und

Podcasts des Denkmalamtes der Stadt Frankfurt a. M., der Kreisarchäologie des Wetteraukreises, des Museums Bensheim und anderer stellten einen weiteren Teil des vielfältigen Programms dar. Zu den zusätzlichen Serviceangeboten gehörte zum Beispiel ein archäologischer Reiseführer in die Region um Bad Hersfeld. Alle diese Inhalte sind weiterhin auf unserer Homepage (<https://lfd.hessen.de/hessenarchaeologie-woche-2021>) verfügbar.

Jede Etappe unserer Reise war nur durch die enge Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen der Bodendenkmalpflege und den vielen großartigen externen Partnerinnen und Partnern möglich, die uns bei unserem Vorhaben unterstützten und denen unser besonderer Dank gilt!

Die Zugriffsstatistik zeigte schlussendlich, dass sich der Aufwand gelohnt hat: Mehr Augen verfolgten die digitale hessenARCHÄOLOGIE-Woche, als dies je bei einem hessenARCHÄOLOGIE-Tag der Fall war.

Bei allen Möglichkeiten, die uns der digitale Raum bietet, die persönliche Begegnung und das direkte Gespräch vor Ort kann er nicht ersetzen. Darum freuen wir uns besonders, für das Jahr 2022 wieder einen hessenARCHÄOLOGIE-Tag in Präsenz ankündigen zu können! Am 5. November dieses Jahres werden wir uns auf Einladung der Stadt Büdingen in der Willi-Zinnkann-Halle hoffentlich wieder von Angesicht zu Angesicht austauschen (**Abb. 3**).

Beate Leinthal, Lars Görze

**Abb. 3:
Auf Wiedersehen 2022
in Büdingen**

Das Team der hessenARCHÄOLOGIE freut sich auf Sie!

Foto: Ch. Seitz, LfDH



SCHIFF IM BINNENLAND EINE SCHIFFSFÖRMIGE BRONZELAMPE AUS BUTZBACH



Abb. 1:
Fundfrisch

Die Bronzelampe unmittelbar nach der Bergung. Im Hintergrund die Zäune der JVA Butzbach
Foto: E. I. Faulstich-Schilling, Freies Institut für Angewandte Kulturwissenschaften



Im Rahmen der Baubegleitung einer Fernwärmeleitung im Lagerdorf des Limeskastells Butzbach (Wetteraukreis) kam aus einem Leitungsgraben ein herausragendes Fundstück ans Licht – eine Buntmetalllampe in Schiffsform. Diese steht wohl mit einem 2017 neu entdeckten römischen Heiligtum in Zusammenhang, da die Fundstelle nur wenige Meter davon entfernt liegt. Die Enge des Leitungs-

grabens erschwerte eine genaue Bestimmung der enthaltenen römischen Befunde, dennoch zeigt der besondere Fund eindrücklich, wie wichtig es ist, auch kleinere lineare Bodeneingriffe im Bereich von Bodendenkmälern konsequent archäologisch zu begleiten. Unmittelbar nach der Bergung (Abb. 1) wurde das Objekt in die Restaurierungswerkstätten der hessenARCHÄOLOGIE verbracht.

Das Objekt kam mit mäßig starker Verschmutzung in Form von Erdanhaftungen in die Werkstatt. Der Oberfläche lag eine nicht sehr dichte, geringmächtige, buntmetalltypische Korrosionsschicht auf. Die Lampe weist Beschädigungen in Form zweier Kerben mittschiffs und am tellerförmigen Sockel auf, dem ein Stück fehlt. Alle Beschädigungen betreffen die linke Seite (Backbord).

Die Reinigung und die Freilegung des Objektes sowie das Befreien der Oberfläche von Korrosion erfolgte hauptsächlich mit einem Sandstrahlgerät und Glasgranulat. Partiiell wurde die Oberfläche auch mit einem Schaber oder Skalpell behandelt. Material wurde teilweise mithilfe eines Holzspatels bzw. durch Aufschütteln aus dem Gefäßinneren entfernt (Abb. 2).

Bei dem Fund handelt sich um ein Buntmetallobjekt in Form eines etwa 10 cm langen Schiffes, das zwei Öffnungen besitzt. Die eine Öffnung in Form eines Kessels/Kraters befindet sich oben auf dem Schiffsdeck, die zweite ist, einer Tülle gleich, unten am Bug angebracht. Letztere wurde intentionell, vermutlich mit Ton/Lehm gefropft und damit verschlossen. Die Bugzier ist in Form einer in Richtung Schiffsmittle eingerollten, rosettenartigen Volute gestaltet. Die Heckzier dagegen hat die Form eines Fabelwesens, welches raubtierartige Züge aufweist. Die zweite Öffnung in der

Mitte des Decks ist als zweihenkeliger Kessel ausgeführt, der auf einem pyramidenstumpfförmigen Podest steht, und führt in das Innere des Gefäßes (Abb. 3) Die Unterseite des Objektes bildet ein taillierter, tellerförmiger, hohler Standfuß ohne Verbindung zum Schiffsinernen (Abb. 4). Neben seiner Funktion als Standfuß oder Deckelaufsatz kann dieser Teil auch zur Aufnahme eines Stockes oder etwas Ähnlichem gedient haben. In diesem Fall wäre das Objekt als Aufsatz verwendet worden. Auf beiden Seiten des Bootskörpers sind als erhabenes Relief jeweils zwei Fische bzw. Delphine dargestellt. Auf der rechten Seite des Schiffsrumpfs (Steuerbord) befindet sich ein diagonal nach oben zum Bug hin ausgerichteter barschartiger Fisch in einer sehr detaillierten Ausführung. Der Delphin dagegen ist dem Fisch entgegengesetzt nach oben auf das Heck ausgerichtet. Er trägt einen Ball im Maul, (vergleichbare Darstellungen zeigen hier die Erdkugel) und ist stärker stilisiert dargestellt. Auf der Backbordseite des Bootes sind die beiden Wassertiere entgegengesetzt angeordnet. Dabei zielt der Delphin bugseitig den Bootsrumpf, der Barsch hingegen das Heck. Diese Umkehrung betrifft auch die Detailgenauigkeit, denn hier ist der Delphin die detailliertere Abbildung (Abb. 3). Alle vier Wasserwesen haben individuelle Züge, sodass davon



Abb. 2:
Objektrestauration
Detailansicht des Bronzeobjektes während der Reinigung. Sichtbar ist die linke Seite (Backbord).
Foto: B. Steinbring, LfDH



Abb. 3:
Frisch restauriert

Die Bronzelampe unmittelbar nach der erfolgten Reinigung durch den Restaurator D. Usher
Foto: B. Steinbring, LfDH

auszugehen ist, dass es sich um jeweils einzeln angefertigte Verzierungen handelte, die wahrscheinlich als Wachsappliken auf das Wachsmodell des Bootes während der Herstellung aufgesetzt wurden. Die Augen sowohl der vier Wasserwesen als auch die des Fabelwesens am Heck hatte man nach dem Guss mit ein und demselben Werkzeug, wohl einem rotierenden Bohrer, als Kreisäugen ausgeführt. Die Bohrung erfolgte stellenweise bei den Wasserwesen so tief, dass die Bordwand im Bereich der Pupille durchstoßen wurde. Ebenfalls nach dem Guss wurden die Kerben der rosettenartigen Volute der Bugzier eingefeilt. Auch die beiden Henkel des Topfes entstanden durch eine Bohrung nach dem Guss. Darauf deuten charakteristische Spuren in den Bohrlöchern hin, die nur von einem Bohrwerkzeug stammen können. Möglicherweise füllten Emailleeinlagen die Löcher ursprünglich aus.

Insgesamt zeigt das Schiff in vielen Bereichen trotz seiner relativ geringen Größe viele Konstruktionsdetails. Diese und einige schiffstypologische Merkmale deuten darauf hin, dass hier ein hochseegängiges Wasserfahrzeug mediterranen Typs als Vorbild diente. Der konkave, als Tülle ausgestaltete Bug, der eindeutig einen Rammsporn darstellt, sowie der angedeutete Kiel, der in die beiden hohen Bug- und Hecksteven mündet, könnten auf eine mediterrane Kriegsgaleere der Römischen Kaiserzeit hindeuten, auch wenn Riemen oder riementypische Konstruktionsdetails am Modell fehlen.

Die Oberfläche des Objekts ist relativ glatt und weist bis auf die bereits beschriebenen Bohrungen keine Oberflächenbehandlungen wie Schleifspuren auf. Vier kleine, nur wenige Millimeter große, in ihrer Form länglich rechteckige Vertiefungen – zwei in der rechten Bordwand (Mittschiffs und Heck) und zwei auf dem Deck (einmal im Bereich des Hecks und einmal im Bereich des Bugs) – wurden beim Freilegen sichtbar. Alle vier Vertiefungen sind, in Relation zur Längsachse des Bootes, längs diagonal angeordnet. Eine weitere größere rechteckige Vertiefung befindet sich im kuppelförmigen oberen Ende im Inneren des tellerförmigen Sockels. Somit ergeben sich insgesamt fünf Kerben bzw. Vertiefungen. Vier der Kerben oder Vertiefungen schneiden etwa 1–3 mm in das Material ein, ohne die Wandung zu durchbrechen. Eine Kerbe, die hintere, rechtseitige, durchbricht die Materialstärke, sodass sich hier ein Loch befindet. Eine schwarze, sehr zähe und harte Masse, vor allem im Bereich der Kerbe im tellerförmigen Sockel, aber auch partiell in der rechten Bordwand, sprechen für Kernhalterlöcher. Jene, außerdem die anspruchsvolle Form (viele Hinterschnidungen) und auch die Charakteristiken der Oberfläche des Objektes lassen einen Guss im Wachsaußschmelzverfahren mit verlorener Form annehmen. Das Objekt wurde nach dem Guss partiell mit Bohrer und Feilen in seinen Details feiner ausgearbeitet.

Auf den ersten Blick ist das Objekt daher als Öllampe anzusprechen (Abb. 4). Form und Ausführung sind dabei als ungewöhnlich, qualitativ und äußerst selten zu bezeichnen. Über die Kesselöffnung auf dem Schiffsdeck konnte Öl eingefüllt werden, welches dann über einen Docht, der in der Öffnung am Bug hing, als Brennstoff diente. Die als Tülle ausgeprägte Schnauze, zu der es gute Parallelen bei römischen Bronzeöllampen in Form eines Fußes gibt, liegt unter dem hochgezogenen Bug des Schiffes. Brand- und Schmauchspuren waren nicht nachweisbar. Dies könnte auf einen, falls überhaupt, nur kurzen Gebrauch des Stückes in seiner Funktion als Öllampe hindeuten. Chemische Analysen des Dörner Instituts in München, das Reste des Inhaltes der Lampe untersuchte, wiesen tierische Fette und verseifte Rückstände, Letztere vermutlich durch den Kontakt zwischen Fetten und dem Metall des Objekts entstanden, nach. Borsten



und Hautreste konnten mittels eines digitalen Mikroskops nachgewiesen werden. Tierische Fette verwendete man u. a. zur Herstellung von Salben und besonderen Ölen. Allerdings konnten laut der Analyse des Doerner Instituts weitere organische Bestandteile wie Harze, Gummen, Wachse oder Essenzöle, die man üblicherweise in Salben oder ähnlichem erwarten würde, nicht nachgewiesen werden. Aufgrund der vorherigen Ausführungen ist davon auszugehen, dass das Gefäß als Öllampe hergestellt worden ist, jedoch in einer sekundären Verwendung eine andere Benutzung fand. Die Nutzung als Lampe war im aufgefundenen Zustand jedoch nicht mehr möglich gewesen, da man die Tülle intentionell (im Zuge eines Ritus?) mit einem Tonpfropf verschlossen hatte und somit nur noch eine Öffnung existierte. In seiner mutmaßlichen zweiten Verwendung erinnert das Objekt eher an ein Gefäß zur Räucherung, vielleicht war es sogar eine Art Salbgefäß. Der Auffindungsort ganz in der Nähe eines Tempels könnte ein Indiz für die Nutzung darstellen. Nach einer kurzzeitigen Verwendung als Lampe diente

das Schiff eventuell als Gefäß zum Räuchern, vielleicht nur im Rahmen einer einzigen Zeremonie. Möglicherweise wurde es dann deponiert. Hierfür könnten auch die Beschädigungen an Standfuß und Schiffsdeck sprechen, die nicht durch die Bergung verursacht sind, sondern schon bestanden, als das Objekt deponiert wurde.

Das äußerst qualitätvolle Bronzeobjekt in Schiffsform stellt ein herausragendes Stück provincialrömischer Handwerkskunst dar (Abb. 4). Es wurde sicherlich im circummediterranen Raum hergestellt und ist dann erst nach Butzbach in die römische Grenzregion unmittelbar am Limes gelangt. Es gibt zwar Parallelen, die nächste aus dem Kastell Zugmantel bei Taunusstein-Orlen (Rheingau-Taunus-Kreis) und damit sogar aus Hessen selbst; trotz vieler Übereinstimmungen gibt es jedoch auch Unterschiede zwischen den beiden Objekten. Eine wirklich schlüssige Erklärung, welche Funktion das Objekt letztlich erfüllte, ist aktuell nicht möglich.

Jörg Lindenthal, Hardy Prison, Daniel Usher

Abb. 4:
Bronzelampe

Ansicht des restaurierten Bronzeobjekts. Sichtbar ist die rechte Seite (Steuerbord).

Foto: B. Steinbring, LfDH

DENKMALPFLEGE IM KLIMAWANDEL

EINLADUNG ZUM 43. TAG DER HESSISCHEN DENKMALPFLEGE NACH MARBURG/LAHN



Abb. 1:
Blick auf die Marburger
Kernstadt

Foto: Ch. Krienke, LfDH

Im Rahmen des Stadtjubiläums ›Marburg800‹ laden die Universitätsstadt Marburg und das Landesamt für Denkmalpflege Hessen zum 43. Tag der Hessischen Denkmalpflege mit dem Titel ›Denkmalpflege im Klimawandel‹ am 9./10. Juni 2022 nach Marburg ein.



Durch ihre auf Reparatur und Wiederverwendung ausgerichtete Praxis leistet Denkmalpflege per se schon einen wertvollen Beitrag zu einem zurückhaltenden Umgang mit unseren natürlichen Ressourcen. Was können Kulturdenkmäler darüber hinaus noch zum Erreichen der Klimaschutzziele beitragen und welche Bewertungen werden dabei zugrunde gelegt?

Die Stadt Marburg hat sich in besonderer Weise um die Erhaltung ihrer historischen

Bausubstanz, aber auch um Naturschutz und Klimaschutz im Sinne eines nachhaltigen und solidarischen Lebens in der Stadt verdient gemacht. Nach grundlegenden Einführungen ins Thema stellen wir in Vorträgen und Exkursionen vor, in welcher Weise Denkmalschutz und Klimaschutz zusammenwirken und sich wechselseitig ergänzen können.

Ziel der Veranstaltung ist es, das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer umfassenderen Bewertung unseres Gebäudebestandes zu schärfen. Für die aktuellen Diskussionen um das Energieeinspar- und Klimaschutzpotenzial im Gebäudebestand könnte das baukulturelle, ökologische und wirtschaftliche Potenzial von Kulturdenkmälern wegweisende Impulse liefern. Ziel der Veranstaltung ist es auch, Akteurinnen und Akteure aus verschiedenen Fachbereichen miteinander zu vernetzen, denn nie war der enge Austausch und das konstruktive Zusammenspiel aller Akteurinnen und Akteure aus dem Themenfeld Denkmalschutz und Klimaschutz so dringlich wie heute. Staatsministerin Angela Dorn wird den Tag der Hessischen Denkmalpflege eröffnen.

Der Tag der Hessischen Denkmalpflege findet seit 1979 in Kooperation mit einer Stadt/Kommune statt. Die Veranstaltung bietet eine Plattform für alle, die in der Denkmalpflege aktiv sind. Das Programm wird stets aus aktuellen Fragestellungen vor Ort entwickelt und soll exemplarischen Charakter für die hessische Denkmallandschaft besitzen.

Die Veranstaltung findet im Technologie- und Tagungszentrum Marburg, Software-Center 3 statt. Das Programm sowie eine Liste mit Hotelkontingenten finden Sie ab Anfang März 2022 auf unserer Website unter lfid.hessen.de. Da vor Ort nur begrenzt Parkplätze zur Verfügung stehen, empfehlen wir die Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Katrin Bek

Personalien

DR. DES. THOMAS STEIGENBERGER

ERFASST DIE KULTURDENKMÄLER DER STADT FRANKFURT A. M.

Seit Anfang Januar 2022 verstärkt Dr. des. Thomas Steigenberger die Fachdisziplin Inventarisierung innerhalb der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege. Die 2018 begonnene Überprüfung und Fortschreibung des Denkmalbestandes der Stadt Frankfurt a. M. ist seine Kernaufgabe. Schon lange verfolgt Steigenberger mit besonderem Interesse die bauliche Entwicklung Frankfurts im Zusammenhang mit seinen Forschungsschwerpunkten, der Architektur und Denkmalpflege des 19. und 20. Jahrhunderts.

›Am meisten fasziniert mich in Frankfurt das breite Spektrum der baulichen Überlieferung von der barocken Hofreite bis hin zu den Hochhäusern und Megastrukturen der 1970er- und 1980er-Jahre‹, sagt der bislang in Berlin lebende Architekturhistoriker. Auf den ersten Blick seien Berlin und Frankfurt sehr unterschiedlich, doch bei näherer Betrachtung gebe es auch viele Gemeinsamkeiten. So habe beispielsweise Paul Wallot seine Architektorkarriere zunächst in Frankfurt a. M. begonnen, bis er mit dem Reichstagsgebäude in Berlin ein Ende des Historismus gründerzeitlicher Prägung einläutete. ›Dass die hessische Metropole in den 1920er-Jahren neben Berlin das Zentrum des Neuen Bauens in Europa war, ist bis heute nicht hinreichend bekannt‹, betont er. ›Für mich ist es die denkbar spannendste Aufgabe, Frankfurts reiche architektonische Überlieferung jetzt in allen Facetten in den Blick zu nehmen.‹

Steigenberger studierte Kunstgeschichte, Mittelalterliche Geschichte und Klassische Archäologie an der TU und der Humboldt Universität in Berlin und war Stipendiat des Bamberger-Berliner Graduiertenkollegs ›Kunstgeschichte – Bauforschung – Denkmalpflege‹. Beim Landesdenkmalamt Berlin sowie bei der städtischen und kantonalen Denkmalpflege Zürich war er als freier Mitarbeiter tätig. Zuletzt arbeitete er als wissenschaftlicher Assis-



Dr. des. Th. Steigenberger
Foto: Ch. Krienke, LfDH

tent am Lehrstuhl für Architekturgeschichte und Denkmalpflege der Universität Bern im Forschungsprojekt ›Otto Rudolf Salvisberg (1882–1940). Architekt der Moderne‹. Seine Leidenschaft gilt der frühen Moderne seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sowie der Internationalen Nachkriegsmoderne.

Dr. des. Thomas Steigenberger tritt die Nachfolge von Dr. Ralf Dorn an, der im Mai 2021 völlig unerwartet verstorben ist und mit seinen Denkmalerfassungen neue Maßstäbe gesetzt hat. Wir begrüßen Thomas Steigenberger in unserem Team und wünschen ihm alles Gute!

Katrin Bek

KATHARINA MARSCHALL M. A. VERSTÄRKT DIE BAU- UND KUNSTDENKMALPFLEGE IN WIESBADEN



K. Marschall M. A.
Foto: Ch. Krienke, LfDH

Seit Januar 2022 unterstützt Katharina Marschall M. A. im Rahmen ihres wissenschaftlichen Volontariats die Abteilung Bau- und Kunstdenkmalflege in Wiesbaden. Die studierte Kunsthistorikerin bringt zusätzlich zu ihrer denkmalpflegerischen Expertise ein reiches Wissen um historische Handwerkstechniken in ihre neuen Aufgaben mit. »Ich freue mich in meinem Volontariat an interessanten Projekten teilhaben zu dürfen und die vielfältigen Arbeitsbereiche der Denkmalpflege intensiver kennenlernen zu können«, berichtet Marschall.

»Historische Bauwerke sind wichtige Anker in unserer Gesellschaft«, beschreibt sie die Bedeutung ihrer Profession. »Sie prägen das Stadt- oder Landschaftsbild, schaffen Identität und tragen Geschichte(n) in sich, die mithilfe der Denkmalpflege bewahrt werden können.« Ihren Weg in die Denkmalpflege fand Marschall nach ihrer Schulzeit während eines vom Internationalen Jugendgemeinschaftsdienst (ijgd), Jugendbauhütte Hessen-Marburg

angebotenen Freiwilligen Sozialen Jahres auf Schloss Fasanerie in Eichenzell. Neben den Grundlagen der Denkmalpflege sammelte sie dort auch erste Erfahrungen in historischen Handwerkstechniken. Diese Verbindung von Denkmalpflege und Handwerk begleitet Marschall bis heute.

Noch vor ihrem Kunstgeschichtsstudium absolvierte sie eine Ausbildung zur Holzmechanikerin und auch im Studium fokussierte sie sich neben der Architektur auf das Kunsthandwerk. Ihre Masterthesis widmete Marschall den Bewertungsmöglichkeiten historischer Bauwerke. In all dieser Zeit arbeitete die Denkmalpflegerin nicht nur weiterhin auf Schloss Fasanerie, sondern wirkte auch aktiv in der Vermittlung denkmalpflegerischer Grundlagen an FSJ-ler mit. Sie sammelte zudem Erfahrungen in der musealen Vermittlung und Archivarbeit, sowohl auf Schloss Fasanerie als auch in den verschiedensten Museen. Das wichtige Element der Vermittlung sieht Marschall auch in ihrer neuen Aufgabe. »Ich finde es sehr spannend, Bauwerke zu erforschen. Dabei ist es jedoch ebenso wichtig, diese Erkenntnisse für eine breite Öffentlichkeit zugänglich zu machen, denn Denkmäler können aus vielfältigen Gründen einen Denkmalwert in sich tragen.«

Ihr Volontariat gibt Marschall nun die Möglichkeit, all diese Interessen und Facetten der Denkmalpflege in ihrer neuen Tätigkeit zusammenzuführen. Wir freuen uns über die Verstärkung der Bau- und Kunstdenkmalflege und heißen Katharina Marschall herzlich in Wiesbaden willkommen!

Lars Görze

DR. MAREIKE LIEDMANN VERSTORBEN EIN NACHRUF

Am 1. Februar 2022, wenige Tage vor ihrem 40. Geburtstag, ist Dr. Mareike Liedmann an den Folgen einer schweren Krankheit verstorben. Mit ihrer Begeisterung für die Baukultur, ihrem Wissen, ihrer Neugier, ihren Ideen für eine die sinnliche Wahrnehmung miteinbeziehende Erinnerungskultur und ihren Lebensmut hat sie uns sehr beeindruckt und viele wichtige Akzente gesetzt.

Mit anderen ins Gespräch zu kommen, Erfahrungen und Wissen auszutauschen, sich inspirieren zu lassen und andere inspirieren war für Mareike Liedmann essenziell. Zu fragen war ihr wichtiger, als Antworten zu finden, denn Antworten führten zu immer neuen Fragen. Es ging ihr um den Prozess des Forschens, Erkundens, Bewahrens und Vermittelns, das Eröffnen neuer Perspektiven, ferner Horizonte und fremder Welten.

Schon in ihrer Dissertation über die ehemalige Benediktinerinnen Klosterkirche Lippoldsberg im Landkreis Kassel leistete sie nicht nur kunst- und bauhistorische Grundlagenforschung, sondern beschäftigte sich auch mit der Frage, auf welchen Wegen sich das Wissen um mittelalterliche Handwerkstechniken und bauliche Formen von der Weser bis in den Ostseeraum verbreiten konnte. Am Beispiel einer Baufuge konnte sie belegen, dass eine viel engere Verbindung zur Klosterkirche Germerode im Werra-Meißner-Kreis bestand, als bislang bekannt war. Der Frage der Rezeption des ›Lippoldsberger Schemas‹ in einigen Dorfkirchen im Landkreis Waldeck-Frankenberg wollte Mareike Liedmann noch nachgehen. Die Veröffentlichung ihrer Dissertation war für sie nur ein Zwischenergebnis ihrer Forschungen, die noch lange nicht abschließend beantwortet waren.

Ihr Volontariat im Landesamt für Denkmalpflege Hessen hat Mareike Liedmann am 1. Oktober 2020 begonnen. Die Redaktionsarbeit an der Publikation ›Zwischen Wachstum



**Dr. Mareike Liedmann,
(1982 – 2022)**

Foto: privat

und Wüstung. Denkmäler in dynamischen Räumen (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Bd. 33) ermöglichte die Auseinandersetzung mit der Frage, welche Aufgabe die Denkmalpflege künftig zum einen in Städten und Kreisen mit hohem Wachstumsdruck sowie zum anderen in von Leerstand und Verödung bedrohten, eher ländlicheren Regionen zukommen wird.

Neben ihren vielen Rezensionen zu literarischen Funden berichtet Mareike Liedmann, die auch gelernte Buchhändlerin war, auf ihrem Blog: <https://www.lesetiefe.de> und ihrem Instagram-Account ›Lesetiefe‹ in bewundernswerter Klarheit und Offenheit auch über ihren Umgang mit der Krankheit. Sehr gerne hätten wir sie noch lange bei ihren Streifzügen durch die Natur, ferne Zeitschichten und andere Welten begleitet.

Katrin Bek

NACHRUF FÜR PROF. DR. PEER ZIETZ KUNSTHISTORIKER UND DENKMALPFLEGER MIT LEIB UND SEELE



Abb. 1:
Prof. Dr. Peer Zietz bei
der Besichtigung einer
Gründerzeitvilla in
Felsberg-Gensungen
(Schwalm-Eder-Kreis)
während der Berei-
tung der nominier-
ten Projekte für den
Hessischen Denkmal-
schutzpreis, 2016
Foto: Ch. Krienke, LfDH

Anfang Dezember 2021 bekam das Landesamt die Nachricht, dass sein langjähriges Mitglied, Oberkonservator Prof. Dr. Peer Zietz, ganz plötzlich, aber ohne Leiden, am 27. November in seinem Haus in Jesberg-Densberg verstorben sei.

Peer Zietz wurde 1957 in Osterode im Harz geboren. Nach seiner Schulzeit und dem Wehrdienst schrieb er sich 1979 in Göttingen für die Fächer Kunstgeschichte, Archäologie und Publizistik ein. Seine akademische Ausbildung beendete er an der FU Berlin im Jahr 1987 mit einer Promotion ›Franz Heinrich Schwechten – Sakralarchitektur zwischen Repräsentation und Zweckmäßigkeit im Deutschen Kaiserreich‹ bei Prof. Dr. Peter Kurmann (Abb. 1). Im unmittelbaren Anschluss daran gelang es Peer Zietz Ende 1987 als freier Mitarbeiter einen Werkvertrag über die Denkmalerfassung im Werra-Meißner-Kreis Bd. I – Altkreis Eschwege abzuschließen. Wie nach der knappen Stellensituation damals üblich, zogen sich diese Vertragsformen bis 1991 hin. Im Jahr 1991

erschien in der Schriftenreihe ›Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Kulturdenkmäler in Hessen‹ die von Peer Zietz und Thomas Wiegand verfasste Topographie des Werra-Meißner Kreises I (Altkreis Eschwege), nur vier Jahre später folgte der Band Werra-Meißner-Kreis III (Altkreis Witzenhausen) und 2002 der Band über die Kulturdenkmäler der Stadt Alsfeld. 2001 wurde Peer Zietz als Konservator auf Lebenszeit verbeamtet.

Im Jahr 2003 übernahm er in der Praktischen Denkmalpflege die Betreuung des Schwalm-Eder-Kreises, später auch der Stadt Kassel (Abb. 2). In beiden Gebieten hat er die denkmalpflegerische Arbeit fachlich und persönlich durch seine vermittelnde, positive und verlässliche Art und mit Augenmaß geprägt. Seit dem Jahr 2008 war Peer Zietz Dozent und ab 2011 Honorarprofessor am Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg/Lahn, wo er mit großem Elan vielen Generationen von Studierenden die Theorie und Praxis der Denkmalpflege sowie die Architekturgeschichte der Nachkriegszeit vermittelte. Be-

sonders wichtig war ihm auch die Fortbildung an der Bundesfachschule des Deutschen Zimmerhandwerks, an der er regelmäßig Kurse zur Theorie und Praxis der Denkmalpflege abhielt. Zu den von ihm betreuten Großprojekten gehörten unter anderem die Instandsetzung des Domes und der Stiftsgebäude in Fritzlar, der Abschluss der Arbeiten am Kloster Haydau, die Begleitung der Baumaßnahmen der Universität Kassel, des Messinghofes und die Sanierung des Staatstheaters in Kassel sowie die vielen Maßnahmen im Bereich des Bergparks und des Schlosses Wilhelmshöhe, dort insbesondere der Löwenburg.

In den letzten Jahren unserer Zusammenarbeit konnten wir uns gemeinsam intensiv an Bauaufgaben für das Schloss Hausen in Bad Soden-Salmünster abarbeiten.

Außerdem gelang es uns, ein zentral gelegenes, fast verlorenes Fachwerkhäuschen in Schwarzenborn im Schwalm-Eder-Kreis der öffentlichen Nutzung im Eigentum der Stadt zuzuführen.

Viele Berichte, die Peer Zietz zu den von ihm betreuten Projekten verfasst hat, sind auf der Homepage des Landesamtes für Denkmalpflege abgelegt und dort abrufbar. Regelmäßig wurden seine Projekte für den Hessischen Denkmalschutzpreis nominiert und ausgezeichnet, so etwa die ehemalige Scheune Landesfeld in Homberg/Efze (2018), das Malerhäuschen Thielmann in Willingshausen (2016) und der Burgsitz in Spangenberg (2014).

EIGENE ERINNERUNGEN AN PEER ZIETZ

Das erste Mal traf ich Peer Zietz etwa 1987, als er mit seiner damals noch kleinen Familie in Eschwege lebte, dem Ort seiner ersten Inventarisationsstätigkeit für den Werra-Meißner-Kreis. Irgendwie stimmten von Anfang an unsere Wellenlängen. Zunächst betraf dies die ersten Schritte mit computergestützter Erfassung der Baudenkmäler in seinem Sprengel, durch die er mithilfe der ersten Textverarbeitungsprogramme eine unglaubliche Geschwindigkeit bei der Herstellung seiner Topographie-Manuskripte erzielte.

Sein Humor, seine Aufrichtigkeit, sein positives Temperament, sein Engagement und seine kameradschaftliche Haltung haben nicht nur meine, sondern eine Vielzahl seiner beruflichen Begegnungen und Kontakte dauerhaft geprägt. Mit Peer konnte man verlässlich ein Projekt beginnen und beenden, dabei auch

Freude haben und an seiner menschlichen Wärme, immer gepaart mit einem Hauch feiner Distanz, teilhaben.

Während Peer 1986 in das Landesamt kam, galt die Aufgabe der Bezirkskonservatoren noch allgemein als ›Pflichtverteidiger des Denkmals‹. Als Peer später die Aufgaben eines Bezirkskonservators übernahm, wurde schnell deutlich, dass seine Maxime eine andere war, die eines Vermittlers, der zwischen Grundsätzen der Denkmalfachlichkeit einerseits und den Nöten und Anforderungen der Eigentümer und Bewohner von Denkmälern andererseits auszugleichen suchte – so hat er vorweggenommen, was spätestens seit der Präsidentschaft von Gerd Weiß auch zum Verständnis des ganzen Amtes wurde.

Unsere Hobbys haben uns auch verbunden: Von der Liebe zu Hunden, dem Fahren mit Vespas, die Beschäftigung mit allem, was mit Seefahrt zu tun hat. Es gab viel – über das man sich mit Peer angeregt-amüsant unterhalten konnte. Allein beim Fliegenfischen konnte ich nicht so recht mithalten.

Das Kollegium des Landesamtes für Denkmalpflege und ich vermissen Peer Zietz sehr.

Jan Nikolaus Viebrock

Abb. 2:
Prof. Dr. Peer Zietz
(Mitte) auf einer Baustelle in Homberg
 mit Architekt Peter Grund aus Kassel (li.) und Klaus Ganz aus Verna von der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises (re.)
 Foto: C. Brandau



PROF. DR. DIETWULF BAATZ, 1928–2021 NACHRUF AUF DEN SAALBURGDIREKTOR A. D.



Abb. 1:
Prof. Dr. Dietwulf Baatz
im römischen Guts-
hof ›Haselburg‹ bei
Hoechst-Hummeroth
im Jahr 2015
Foto: B. Steinbring, LfDH

Im Herbst des vergangenen Jahres ist Prof. Dr. Dietwulf Baatz, provinzialrömischer Archäologe und langjähriger Direktor des Römerkastells Saalburg, nach kurzer Krankheit verstorben. Er kann als einer der profiliertesten Limesforscher des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum angesehen werden, der zum Wissen zur römischen Reichsgrenze in Hessen und darüber hinaus einen erheblichen Beitrag geleistet hat.

Geboren in Kolberg (Pommern) kam Dietwulf Baatz bedingt durch die Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg über Berlin nach Frankfurt a. M. Dort begann er auch ein Lehramtsstudium der Physik und der Mathematik, das er erfolgreich beendete und das seine Forschungsansätze in der Archäologie nachhaltig beeinflusste, wie man an von ihm immer wieder angewandten mathematischen

Ansätzen bei archäologischen Fragestellungen deutlich ablesen kann. Daran schloss Baatz das Studium der Vor- und Frühgeschichte an der Philipps-Universität Marburg an, wo er 1959 mit der Dissertation ›Mogontiacum: neue Untersuchungen am römischen Legionslager in Mainz‹ promoviert wurde. Die Studie umfasste die Auswertung seiner eigenen Grabungen an der Südfront des Legionslagers auf dem Mainzer Kästrich.

Mit dem Namen Dietwulf Baatz sind zwei für die provinzialrömische Forschung wichtige Untersuchungen in Hessen verbunden. Von 1962 bis 1964 führte Baatz umfangreiche Grabungen im Alenkastell von Echzell durch und setzte damit diejenigen von Hans Schönberger aus dem Jahr 1958 fort. Er konnte damit erstmals die für die Kavallerielager typischen Jaucherinnen der Pferdeställe und die Anordnung der entsprechenden Baracken nachweisen. Aus seinen Kampagnen stammen auch die qualitätvollen Wandmalereiesterne aus dem Kopfbau einer Baracke, die noch heute in einer Rekonstruktion im Römerkastell Saalburg zu bewundern sind. Seine Grabungen werden aktuell im Rahmen einer Dissertation aufgearbeitet, um die wichtigen Erkenntnisse für die Forschung adäquat zugänglich zu machen. Der zweite wichtige Platz ist das Kastell Hesselbach (Stadt Oberzehn) am Odenwaldlimes, in dem Baatz von 1964 bis 1966 mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft umfangreiche Ausgrabungen durchführte und deren Ergebnisse er – zusammen mit Erkenntnissen zu Baudetails am Odenwaldlimes – in einem Band der ›Limesforschungen‹ vorlegte. Er schuf damit ein Standardwerk sowohl für das Verständnis dieser kleineren Kastelle (›Numeruskastelle‹) als auch für die Keramik der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts in den römischen Provinzen am Rhein. Hinzu kommen seine Forschungen zu Wachttürmen am Limes, die noch heute das Bild dieses Teils der römischen Grenzsicherung nachhaltig prägen. Des Weiteren verdienen zahlreiche kleinere Einzeluntersuchungen Erwähnung, welche die Forschungsbandbreite und Methodenkompetenz von Dietwulf Baatz eindrücklich unterstreichen. Publikationen beispielsweise zu topografischen Aufnahmen von Ringwällen, zur Auswertung von Luftbildern und zur Dendrochronologie zeigen das Bild eines fachlich breit aufgestellten Wissenschaftlers.

Mit seinem fachlichen Wirken hat Dietwulf Baatz die Saalburg, der er ab 1966 als Direktor in Nachfolge von Hans Schönberger, der als zweiter Direktor zur Römisch-Germanischen Kommission wechselte, vorstand, als Forschungszentrum weiter etabliert. Unter seiner Herausgeberschaft war das Saalburg-Jahrbuch eine der Standardschriften der Provinzialrömischen Archäologie in Mitteleuropa, in der in dieser Zeit viele heute noch für die Forschung wichtige Beiträge erschienen sind – nicht zuletzt von Dietwulf Baatz selbst.

Die Weitergabe von Wissen stand für den Wissenschaftler Dietwulf Baatz stark im Vordergrund. Dies galt sowohl für die Vermittlungsarbeit in der Saalburg als auch für seine universitäre Lehrtätigkeit, die er mit seiner Ernennung zum Honorarprofessor an der Goethe-Universität Frankfurt a. M. 1981 im Fach ›Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen‹ aufnahm. Hier prägte er eine Kollegengeneration in den Lehrveranstaltungen und in ihren Abschlussarbeiten, die ihre Erfahrungen heute in denkmalpflegerischer, musealer und universitärer Arbeit weitergibt. Nach seiner Pensionierung 1993 war Baatz weiterhin gern gesehener Gast und Kollege in der Saalburg und bei wissenschaftlichen Veranstaltungen, wo er weiterhin engagiert und interessiert bei Fachfragen mitdiskutierte.

Mit Dietwulf Baatz verliert die hessische Landesarchäologie einen geschätzten Kollegen und Forscher, der die Archäologie in Hessen über Jahrzehnte maßgeblich mitgeprägt hat. Seine Weggefährten, Mitstreiter und Schüler sind dankbar, Dietwulf Baatz gekannt zu haben, und von seiner Art und seinem Wissen profitiert haben zu dürfen.

Eine ausführliche Würdigung von Prof. Dr. Baatz durch den derzeitigen Saalburgdirektor Dr. Carsten Amrhein wird in der nächsten Ausgabe des Saalburg-Jahrbuches (Band 61, 2022) erscheinen.

Thomas Becker

IM GEDENKEN AN HANS KREUTZER EIN STREITER FÜR DIE DENKMÄLER IM MAIN-KINZIG-KREIS



Abb. 1
Hans Kreutzer
(1936–2021),
aufgenommen an
seinem 80. Geburtstag
im Jahr 2016
Foto: J. Ludwig, Geln-
häuser Neue Zeitung

Am 29. November 2021 schloss Hans Kreutzer aus Meerholz für immer die Augen. Nur wenige Wochen trennten den ausgezeichneten ehrenamtlichen Denkmalschützer von seinem 85. Geburtstag am 22. Dezember.

Sein Zuhause lag nur ein paar Hundert Meter von seinem Geburtshaus entfernt, in dem er als jüngstes von sieben Kindern aufgewachsen war. Seine Kindheit war von schweren Schicksalsschlägen geprägt, so verlor er mit nur sechs Jahren seinen Vater.

Nach seiner Schulzeit erlernte Hans Kreutzer zunächst den Beruf des Physiklaboranten bei der Hanauer Firma W. C. Heraeus, um wenig später das Studium der physikalischen Technik in Wedel aufzunehmen, das er 1963 abschloss. Erneut bei W. C. Heraeus tätig, war er als Ingenieur für die Entwicklung von Analysegeräten

verantwortlich, was ihn in zahlreiche Länder führte; zudem war er Mitautor etlicher wissenschaftlicher Beiträge. Der zweite Abschnitt seines Berufslebens galt der Entwicklung von Gießgeräten im Bereich Dentaltechnik.

Zu Beginn der 1970er-Jahre riet ihm sein Arzt, sich als Ausgleich für sein berufliches Engagement ein Hobby zu suchen. Hans Kreutzer fand aber kein Hobby, sondern eine Berufung: die Beschäftigung mit der Geschichte des mittleren Kinzigtales.

Das mittlere Kinzigtal ist nicht nur wegen der meist recht guten Böden und seines milden Klimas seit jeher von Menschen aufgesucht worden. Hier treffen sich auch zwei wichtige überregionale Handelsstraßen – die »alte Reichsstraße« und die »Birkenhainer Straße«. Nicht ohne Grund baute Kaiser Barbarossa in Gelnhausen eine seiner wichtigsten Pfalzen. Man sollte nun meinen, dass sich die Gunst

des Raumes durch eine Vielzahl archäologischer Fundstellen belegen ließe. Doch bis zum Beginn der 1970er-Jahre konnte davon keine Rede sein. Dieses Bild sollte sich dann aber rasch ändern. Und zwar maßgeblich durch Hans Kreuzer, der mehr als 30 Jahre intensive Feldbegehungen und auch Baubeobachtungen im mittleren Kinzigtal unternahm und eine erstaunliche Menge an Fundstellen entdeckte. So wuchs allein zwischen 1971 und 1981 die Fundstellenzahl im mittleren Kinzigtal auf das Doppelte. Dabei reichte die Spanne von Siedlungsplätzen der Jungsteinzeit über mittelalterliche Wüstungen bis hin zu Gewerbeanlagen der Neuzeit. Hans Kreuzer agierte dabei keineswegs im stillen Kämmerlein. Durch Vorträge, Publikationen, Ausstellungen und Presseveröffentlichungen warb er stets für die Belange der Denkmalpflege und wies als Mahner auf die Zerstörung zahlreicher archäologischer Denkmäler durch Baumaßnahmen und Ackerbau hin. Von den mehr als 30 von ihm initiierten Ausstellungen ist insbesondere diejenige über die Zerstörung archäologischer Denkmäler im Kinzigtal hervorzuheben. Auch scheute er nicht die Auseinandersetzung mit Behörden und Amtsträgern, wenn es darum ging, Denkmäler vor ihrer Vernichtung zu bewahren. Dies verdient umso mehr Erwähnung, wenn man bedenkt, welch schweren Stand die archäologische Denkmalpflege in Hessen im vergangenen Jahrhundert hatte. Hans Kreuzer trat, wenn er von einer Sache überzeugt war, leidenschaftlich für sie ein; man wusste dann unmissverständlich um seine Haltung.

Mit der seit 1988 bestehenden Kreisarchäologie, deren Ausgrabungen er häufig als Mitarbeiter tatkräftig unterstützte, arbeitete er eng zusammen. In seiner Heimat verwurzelt, ging sein Blick doch stets darüber hinaus. So war er Gründungsmitglied der Archäologischen Gesellschaft in Hessen e. V. und lange Jahre in deren Vorstand tätig.

Das Interesse Hans Kreuzers beschränkte sich keineswegs auf die archäologische Denkmalpflege. Ebenso kämpfte er um Erhalt und Pflege zahlreicher Baudenkmäler und es verwundert nicht, dass er von 1985 bis 2011, also mehr als ein Vierteljahrhundert, Mitglied im Denkmalbeirat des Main-Kinzig-Kreises war. Es überrascht ebenso wenig, wenn man erfährt, dass Hans Kreuzer viele Jahre Vorsit-

zender des örtlichen Geschichtsvereins und Gründer des Arbeitskreises Denkmalschutz im selben Verein war. 2006 wurde er für sein intensives Engagement vom Land mit dem Hessischen Ehrenamtspreis ausgezeichnet.

Man fragt sich schon, wie es ihm vor dem beruflichen Ruhestand möglich war, mehr als hundert Beiträge zur Regionalgeschichte zu verfassen. Diese hatten meist Aspekte der jüngeren Geschichte zum Inhalt, vor allen Dingen zur Grafschaft Ysenburg-Büdingen-Meerholz.

Ein Thema ließ ihn bis zu seinem Lebensende nicht mehr los: die Geschichte der Meerholzer Juden. Bei einem so umfassend an Geschichte interessierten Menschen wie Hans Kreuzer mag dies zwar nicht verwundern. Dennoch ist die Beschäftigung mit diesem Kapitel deutscher Geschichte für die Angehörigen jener Kriegskindergeneration keineswegs selbstverständlich. Es bedurfte einigen Mutes und einiger Offenheit, den Kontakt zu den noch lebenden ehemaligen jüdischen Mitbürgern aus Meerholz zu suchen und dabei vielleicht unangenehmen Wahrheiten zu begegnen. Einer Sache aus dem Weg zu gehen, entsprach aber nicht der Haltung von Hans Kreuzer. Er fand den Kontakt, der zu einem regen Austausch führte und sogar Vorträge bei jüdischen Gemeinden in Übersee mit sich brachte.

So stehen wir also vor einem reichen Lebenswerk, das wir gerne in Erinnerung halten. Hans Kreuzer war ein liebenswerter, engagierter und aufrechter Streiter für den Denkmalschutz, den wir nun verloren haben und der nicht zu ersetzen ist.

Claus Bergmann, Christine Raedler

Publikation

DIE LATÈNEZEITLICHE BRÜCKE MIT SIEDLUNG BEI KIRCHHAIN-NIEDERWALD LANDKREIS MARBURG-BIEDENKOPF



Esther Lehnemann/
Ralf Urz/Christa
Meiborg, *Die latènezeitliche Brücke mit Siedlung bei Kirchhain-Niederwald, Landkreis Marburg-Biedenkopf. Interdisziplinäre Forschungen zur eisenzeitlichen Siedlungslandschaft des Amöneburger Beckens.*

Teil I: Text. – Teil II: Katalog, Tafeln, Beilagen (Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 31, Wiesbaden 2021) 594 S., 260 Abb., 33 Tafeln, 8 Beilagen, 21,5 × 30,5 cm, geb. Preis 94,90 Euro (D) ISBN 978-3-7749-4309-4

Als im Spätsommer 2008 der Geograf Dr. Ralf Urz etwa 9 km nordöstlich von Marburg in einer Kiesgrube am Nordrand des Amöneburger Beckens auf stehende vorgeschichtliche Holzpfeiler stieß, sollte diese Entdeckung den Ausgangspunkt für ein mehr als zehnjähriges, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes und nunmehr abgeschlossenes archäologisches Forschungsprojekt bilden. Tatsächlich hatten die Hölzer als Bestandteile einer Brücke während der Eisenzeit – genauer der Latènezeit – gedient. Das Bauwerk war als Flussübergang in der Niederung der Ohm unweit der heutigen Ortschaft Niederwald am Ende der Frühlatènezeit vor 250 v. Chr. errichtet und bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. genutzt worden.

Die zwischen 2008 und 2012 von der hessen-ARCHÄOLOGIE Marburg unter der Leitung von Dr. Christa Meiborg durchgeführten Ausgrabungen im Kiesgrubenareal bei Niederwald betrafen zunächst allein die eindrucksvollen Relikte an der Brückenfundstelle. Dort wurden die Reste einer mindestens 21 m langen hölzernen Jochpfeilerbrücke mit einer ehemals etwa 3,0–4,0 m breiten Fahrbahn freigelegt; weiterhin kamen hier u. a. hölzerne Einbauten wie ein Flechtzaun und ein ›Strauchweg‹ sowie mit einer Furt zusammenhängende Tiertrittspuren zutage. Dieser bereits für sich genommen außerordentlich vielfältige Gesamtbefund war zudem in eine durch Flussaktivitäten gekennzeichnete komplexe Stratigrafie eingebettet. Als weiterer Glücksfall erwies sich die Auswei-

zung der Grabungen im Jahr 2011 auf ein etwa 400 m westlich gelegenes Areal (Flur ›Auf der alten Burg‹), wo u. a. vorgeschichtliche Siedlungsbefunde erfasst wurden. Sofern näher datierbar sind diese einem Zeitabschnitt zuzuweisen, der von der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit) bis an das Ende des Nutzungszeitraums der Brücke in der Mittellatènezeit reicht. Die beiden Fundstellen sowie zusätzlich sondierte eisenzeitliche Uferzonen haben ein immenses Fundmaterial geliefert, darunter 300 kg Keramik, weiterhin bemerkenswert erhaltene hölzerne Objekte (Bearbeitungsreste und Werkzeuge), Schlacken und verschlackte Objekte, die auf eine lokale Verarbeitung von Eisen und Glas hinweisen. Schließlich verdienen noch die beprobten umfangreichen archäobotanischen Reste (Pollen und Makroreste) sowie die Tierknochenfunde als wichtige Indikatoren in Bezug auf Vegetation, Land- und Tiernutzung sowie Land- und Viehwirtschaft Erwähnung. Ab dem Jahr 2013 war ein von der Projektleiterin Christa Meiborg geführtes Kernteam aus der Archäologin Dr. Esther Lehnemann und dem Entdecker der Brücke Ralf Urz mit der Auswertung der Ausgrabungen betraut. Zusätzlich wurden acht externe Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Einzelanalysen beauftragt. Das Ergebnis dieser interdisziplinären Forschungen stellt nun eine opulente zweibändige Studie dar, deren Auswertung (Teil I: Text) sich nicht nur auf die sehr ausführliche Einordnung und Deutung der lokalen eisenzeitlichen Hinterlassenschaften beschränkt, sondern anhand eines sehr weitgefächerten methodischen Instrumentariums ein landschafts- und besiedlungsgeschichtliches Bild vom Amöneburger Becken während des 1. Jahrtausends v. Chr. zeichnet und dessen überregionale Beziehungen berücksichtigt. Die Studie wird durch die Vorlage der Dokumentation (Teil II) in Form des Katalogs, der 33 Fundtafeln, der 7 Planbeilagen und einer CD-ROM abgerundet. Letztere enthält zu eingehenden Detailrecherchen einen umfangreichen Tabellen-Anhang, ausgewählte Abbildungen aus dem Text und die Planbeilagen in digitaler Form.

Stefan Thörle

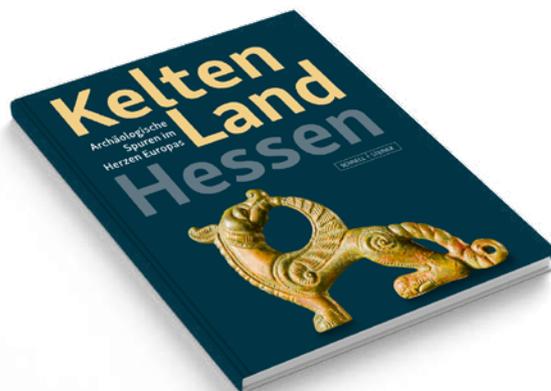
KELTEN LAND HESSEN ARCHÄOLOGISCHE SPUREN IM HERZEN EUROPAS

Das reichhaltige materielle Erbe, welches die Menschen der Eisenzeit (etwa 800 v. Chr. bis um Christi Geburt) in Hessen hinterlassen haben, stärker in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu rücken, ist das Ziel des ersten großen hessischen Archäologie-Jahres ›KELTEN LAND HESSEN – Archäologische Spuren im Herzen Europas‹.

Hand aufs Herz – wer denkt bei ›Kelten‹ nicht an wilde, halbnackte Krieger mit Schnauzbart und kariierter Hose oder an Misteln schneidende Druiden? Und diese Vorstellungen sind nicht neu. Von kaum einem antiken Volk ist das Bild – damals wie heute – so von Klischees geprägt wie von den Kelten. Vieles von dem, was die griechischen und römischen Autoren berichten, beruht auf Hörensagen oder wurde mit einer ganz bestimmten politischen Intention verfasst. Da die Kultur der Kelten selbst schriftlos war, sind wir also hauptsächlich auf materielle Hinterlassenschaften angewiesen, wenn wir der Frage auf den Grund gehen wollen: Wer sind denn ›die‹ Kelten überhaupt, die im Verlauf der Eisenzeit große Gebiete zwischen West- und Südosteuropa bevölkerten?

So thematisieren ab März 2022 über ganz Hessen verteilt Sonderausstellungen an insgesamt acht Museumsstandorten die verschiedensten Aspekte eisenzeitlichen Lebens. Bei deren Besuch wird man feststellen, dass Schlagworte wie Innovationen, Ressourcenverbrauch oder Urbanisierung sich nicht nur auf Belange der Neuzeit beschränken und dass der verklärende Blick auf die Kelten als ein Volk im Einklang mit der Natur nur wenig mit der damaligen Realität zu tun hat. Aber auch den hervorragenden Zeugnissen keltischen Kunsthandwerks wird selbstverständlich Raum gegeben, ebenso wie dem neuen Werkstoff Eisen oder den Kontakten mit Römern und Germanen. Ergänzt wird dieses Programm durch eine Wanderausstellung, die sich überraschenden bis kuriosen Fundgeschichten widmet, und zahlreiche andere Veranstaltungen.

Zu diesem Archäologie-Jahr erscheint ein reich bebildeter und anschaulich geschrie-



bener Begleitband aus der Feder von 39 Autorinnen und Autoren aus Denkmalpflege, Museum und Forschung. Er richtet sich an alle Archäologieinteressierten und bietet einen exzellenten Überblick über den aktuellen Kenntnisstand zur Eisenzeit in Hessen. Behandelt werden nach einem einführenden Teil zu den archäologischen Spuren der hessischen Eisenzeit die großen Themengebiete Siedlungslandschaft, Naturraum, technische Neuerungen und Bestattungssitten. Innerhalb dieser Schwerpunkte beleuchten bewusst kurz gehaltene Artikel dann diverse Aspekte der jeweiligen Thematik. Manche Fundkomplexe werden hierbei erstmals in Wort und Bild einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Das Buch lädt ergänzend, vertiefend oder ganz für sich allein zu einer spannenden Entdeckungsreise ein und erweitert das bisherige Bild von den Kelten in Hessen gewiss um zahlreiche Facetten.

Petra Hanauska

Kelten Land Hessen – Archäologische Spuren im Herzen Europas, hrsg. v. Archäologisches Landesmuseum Hessen KELTENWELT AM GLAUBERG, Vonderau Museum Fulda, Archäologisches Museum Frankfurt (Glauberg-Schriften 3, Vonderau Museum Fulda = Kataloge 51, Archäologisches Museum Frankfurt = Publikationen 5, Regensburg 2022) 252 S., über 325, größtenteils farbige Abb. Preis: 22,- Euro (D) ISBN 978-3-7954-3707-7

Interview

PLANEN, BAUEN UND WOHNEN FÜR ALLE IM GESPRÄCH MIT ARMIN NIEDENTHAL

Das Gespräch führte Katrin Bek



Abb. 1: Armin Niedenthal, Vorstand der bauverein AG in Darmstadt Foto: privat

Zur Person:

Armin Niedenthal ist Vorstand der bauverein AG in Darmstadt (Abb. 1). 2021 war er als Vertreter der Preisträger des vergangenen Jahres Mitglied der Jury für den Hessischen Denkmalschutzpreis. 2020 wurde die bauverein AG für die behutsame Instandsetzung der Siedlung Rhönring | Spessartring in Darmstadt, einer städtebaulich bedeutsamen Gesamtanlage, mit dem Hessischen

Denkmalschutzpreis ausgezeichnet. Die Jury zeigte sich beeindruckt von der besonderen Qualität der Maßnahme und dem besonderen Engagement der bauverein AG für eine denkmalgerechte Instandsetzung. Sie betonte den konkurrenzlosen Vorbildcharakter des Projektes. Überzeugt habe auch die starke Verwurzelung der Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrem Wohnumfeld.

Welche Bedeutung hat die Auszeichnung mit dem Hessischen Denkmalschutzpreis für Sie? Wie war das Feedback zur Maßnahme?

Niedenthal: Die Wertschätzung des Projektes durch die Auszeichnung mit dem Hessischen Denkmalschutzpreis war insbesondere für unsere Kolleginnen und Kollegen, die unmittelbar in die Baumaßnahme involviert waren, sehr wichtig. Für mich persönlich war die Wiederherstellung des ursprünglichen Erscheinungsbildes der Gebäude in der bauzeitlichen Farbigkeit mit den charakteristischen grünen Klappläden die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches – ein Stück Stadtreparatur, durch die eine der meist befahrenen Straßen Darmstadts auch ein Stück Lebensqualität zurück erlangt hat (Abb. 2). Besonders freuen wir uns darüber, dass es uns gelungen ist, die Vorgaben des Denkmalschutzes mit modernen Energieeinsparmaßnahmen zu verbinden. Für die bauverein AG bedeutet die Auszeichnung mit dem Hessischen Denkmalschutzpreis natürlich auch einen Zugewinn an Renommee.

Sie mussten strenge Auflagen erfüllen, dennoch ist es Ihnen gelungen, die Mieterinnen und Mieter der Siedlung Rhönring | Spessartring für die Besonderheit des Flächendenkmals zu sensibilisieren. Wie haben Sie das geschafft?

Niedenthal: Instandsetzungs- und Baumaßnahmen sind immer auch mit Einschränkungen für die Bewohnerinnen und Bewohner verbunden. In Mietersprechstunden haben wir deshalb umfassend und frühzeitig über die Instandsetzung der Fassaden und des Außengeländes informiert. Auch über digitale Kanäle haben wir Wünsche und Beschwerden entgegengenommen und darauf reagiert. Grundsätzlich begrüßen die Mieterinnen und Mieter den Mehrwert, der sich durch die Maßnahme ergibt. Sie sind stolz

auf die Aufwertung ihres Lebensumfeldes, das die Kommunikation und das Zusammenleben in der Siedlung befördert.

Wie würden Sie einem Außenstehenden das Spannungsfeld Ihres Aufgabenspektrums als Vorstand der bauverein AG erklären?

Niedenthal Als kommunales Wohnungsbauunternehmen nehmen wir unsere gesellschaftspolitische Verantwortung gegenüber Bürgerinnen und Bürgern wahr, deren Mittel es nicht erlauben, sich auf dem freien Wohnungsmarkt zu behaupten. Zugleich müssen wir natürlich wirtschaftlich effizient sein und politische Rahmenbedingungen erfüllen. Derzeit etwa stehen wir vor der Herausforderung, 17.000 Wohnungen bis zum Jahr 2035 klimaneutral umzugestalten. Unsere Immobilien sind Vermögenswerte der Kommune, durch die Finanzierungsspielräume für andere kommunale Aufgabenfelder eröffnet werden. Entsprechend arbeiten wir eng mit allen örtlichen Entscheidungsträgern zusammen, um zentrale Fragen der Stadtplanung oder der Raumordnung gemeinsam planen und umzusetzen zu können.

Wie sind Sie zur bauverein AG gekommen?

Niedenthal: Mich hat die Integration von Menschen in verletzlichen Lebenslagen im Zusammenhang mit dem in der internationalen Gesetzgebung festgeschriebenen Recht auf Wohnen schon immer sehr beschäftigt. Denn die Versorgung der Bevölkerung mit bezahlbarem Wohnraum gehört zu den wichtigsten Aufgaben kommunaler Daseinsvorsorge. Seit dem Beginn der Menschheitsgeschichte steht das Wohnen für einen Ort des Bleibens und Ruhens aber auch der Nähe. Die Wohnung ist der Ort, von dem aus sich der Mensch in ein Verhältnis zur Welt setzt. Über seine eigenen vier Wände hinaus hat jeder Mensch das Bedürfnis, in einer angeregten Nachbarschaft zu leben, Kontakte zu pflegen und Gemein-

schaft zu erleben. Raum dafür zur Verfügung zu stellen, ist unsere Aufgabe. Bis heute arbeiten wir daran, soziale Verantwortung und wirtschaftliche Effizienz miteinander zu verbinden. Bis 2015 habe ich beim gemeinnützigen Siedlungswerk in Frankfurt gearbeitet. Ursprünglich habe ich Versorgungstechnik in Trier studiert.

Wie viele Wohnungen aus dem Bestand der bauverein AG stehen unter Denkmalschutz?

Niedenthal: 10,9 Prozent des Bestandes stehen unter Denkmalschutz, dies sind 910 Wohnungen und 13 Gewerbeeinheiten.

Die bauverein AG wurde vor 158 Jahren als ›Bauverein für Arbeiterwohnungen gegründet, um dringend benötigten Wohnraum zu schaffen. Wohnungsnot ist auch heute noch ein großes Problem. Woran liegt das und wo müsste man Ihrer Meinung nach ›den Hebel ansetzen?‹

Niedenthal: Wohnungsknappheit ist vor allem in den Ballungsräumen heute wieder ein größeres Problem. Während auf dem Lande ganze Regionen zu verweisen drohen, erleben wir in den Städten eine starke Tendenz

zur Urbanisierung. Nach neuesten Prognosen etwa wird die Bevölkerung der Stadt Darmstadt bis 2040 um 15 Prozent wachsen, hessenweit geht man von 1,3 Prozent aus. Zugleich setzt sich der Trend zu Singlehaushalten fort. Das sorgt für einen gewaltigen Anstieg an Wohnungsbedarf, der nur durch Bauen, Bauen, Bauen abgedeckt werden kann. Gleichzeitig sind Städte wie Darmstadt in der Entwicklung neuer Flächen bereits sehr begrenzt. Möglichkeiten, neuen Wohnraum zu schaffen, ergeben sich durch Nachverdichtung oder durch Konversionsprojekte, wie wir sie beispielsweise mit der Lincoln-Siedlung und dem Ludwigshöhenviertel erfolgreich angehen. Auch die Anbindung des Umlandes ist sicher ein Weg, um die Zentren zu entlasten. Ganz aktuell bremst auch die eingeschränkte Verfügbarkeit von Material (gestörte Lieferketten) und Arbeitskräften die Entwicklung von Wohnraum.

Sie sind dazu verpflichtet, den sozialen Wohnungsbau in der Stadt zu fördern. Ist das heute schwerer als früher?

Niedenthal: Ja. Das zentrale Hemmnis liegt in den Baukosten. Diese sind



Abb. 2: Die instandgesetzten Häuser der Siedlung Rhönring | Spessart mit bauzeitlich intensiver Putzfarbigkeit und grünen Klappblenden, 2020 Foto: Ch. Krienke, LfDH

innerhalb der letzten zehn Jahre um 85 Prozent gestiegen. Wenn man damit auf Mieten kommen möchte, die zwischen sechs und sieben Euro liegen sollen, bedarf es mehr staatlicher Subventionen. Auch die erheblich gestiegenen Grundstückspreise tun ihr Übriges dazu.

Wohnungsbau soll rentabel, ökologisch und gemeinwohlorientiert sein. Gleichzeitig soll hochwertiges Wohnen für viele Menschen in guter architektonischer Qualität bei ständig steigenden Grundstückspreisen möglich sein – wie begegnen Sie diesen Herausforderungen und welche Rolle spielt die Denkmalpflege dabei?

Niedenthal: Tatsächlich sind gerade die Herausforderungen des Klimaschutzes für die Wohnungswirtschaft gewaltig. Das betrifft den großen Umfang an Bestandsgebäuden, ein überwiegender Anteil des aktuellen Baubestandes ist noch vor der ersten Wärmeschutzverordnung 1979 erbaut worden. Der Sanierungsbedarf ist also sehr groß, ebenso wie die Kosten, die auf die Immobilienwirtschaft zukommen. Realistischerweise ist die Wohnungsbranche auf umfangreiche Unterstützung von Bund und Ländern angewiesen, um unter diesen Voraussetzungen bezahlbaren Wohnraum schaffen und erhalten zu können. Denkmalgeschützte Objekte machen die Sache natürlich nicht leichter. Der Bauverein AG ist historische Architektur und deren Erhalt ein wichtiges Anliegen, traditionell nehmen wir den Kulturbegriff in der Baukultur sehr ernst, auch über die gesetzlichen Anforderungen hinaus. Nicht zu leugnen ist aber auch, dass die Forderungen des Denkmalschutzes Instandsetzungen sehr komplex und teuer machen können. Allerdings ist hier zu differenzieren: Jedes Projekt, das die Denkmalpflege mit einbezieht, ist individuell. Hier wird nicht zuletzt eine Rolle spielen, wie die Vorgaben des Klimaschutzes im De-

tail ausgestaltet werden. So ist zum Beispiel nicht jede energetische Instandsetzung sinnvoll, nämlich dann nicht, wenn die CO₂-Einsparpotenziale über den verbleibenden Lebenszyklus eines Gebäudes geringer sind als die CO₂-Freisetzung durch die Instandsetzung – Stichpunkt graue Energie. In diesem Spannungsfeld wird man auch Maßnahmen an denkmalgeschützten Immobilien individuell bewerten müssen – gerade, weil sie sehr umfangreich ausfallen können.

Was tun Sie, um das Image des sozialen Wohnungsbaus aufzupolieren?

Niedenthal: Das Image des sozialen Wohnungsbaus ist in Deutschland inzwischen eher positiv besetzt. Das liegt sicher auch daran, dass man in der Vergangenheit nicht im großen Stil die Fehler gemacht hat, wie sie zum Beispiel in Großbritannien und Frankreich begangen wurden: sozial isolierte und stigmatisierte Wohnsilos und Trabantenstädte zu schaffen. Es gilt, auch im sozialen Wohnungsbau gemischte, intakte Quartiere zu entwickeln, die sich als lebendige Nachbarschaften entwickeln können. In vielen Kommunen wird hier schon bei der Grundstücks- und Projektvergabe die Richtung gewiesen. Ohne die Integration preisgebundener Wohnungen ist in vielen Städten fast keine Entwicklung mehr möglich. Wir selbst haben hier jüngst mit der Lincoln-Siedlung ein entsprechendes Quartier geschaffen. Klar ist, dass solch ein Ansatz in der Praxis nicht immer reibungslos abläuft, denn eine Nachbarschaft muss erst einmal wachsen. Deshalb gehen wir den in der Wohnungswirtschaft sicher nicht ganz üblichen Weg, mit der Institution eines Sozialmanagements zu arbeiten: Wir beschäftigen eigens Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor Ort, die im engsten Kontakt mit den Bewohnerinnen und Bewohnern Konflikte lösen und ein positives Quartiersklima schaffen.

Welche Trends beim Wohnen können Sie ausmachen?

Niedenthal: Der Trend geht eindeutig zur Singlewohnung, aber auch große Wohnungen für Familien und gemeinschaftliche Wohnprojekte für ältere Menschen sind gefragt. Ich bin sehr stolz darauf, dass wir bislang insgesamt acht Wohnprojekte für das gemeinschaftliche Wohnen älterer Menschen realisiert haben. Wichtig ist, die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner schon sehr früh mit einzubeziehen, um ihre Bedürfnisse zu kennen und auf ihre Wünsche reagieren zu können.

Das Bauen spielt in Darmstadt eine große Rolle. Wie beteiligen Sie die Stadtgesellschaft an öffentlichen Diskussionen um die Frage des Bauens?

Niedenthal: Als kommunales Immobilienunternehmen sind wir umfangreich in den relevanten Gremien der Stadt vernetzt, sodass wir unsere Expertise und unseren Rat in immobilienwirtschaftlichen Entscheidungen einbringen können.

Was war die größte Herausforderung, die Sie beschäftigt hat und welches ist Ihr derzeit interessantestes Projekt?

Niedenthal: Eines meiner derzeitigen Lieblingsprojekte ist die Ludwigshöhsiedlung in Darmstadt. Hier entsteht ein neues Stadtquartier für rund 3.000 Einwohnerinnen und Einwohner. Bei 25 Prozent der Wohnungen handelt es sich um geförderten Wohnraum, 20 Prozent sind für Empfänger mittlerer Einkommen vorgesehen. In der Entwicklung dieses zentral gelegenen, ehemals militärisch genutzten Viertels beziehen wir uns mit der Riegelbauweise auf die Struktur des alten Kasernengeländes und setzen gleichzeitig auch neue städtebauliche Dominanten. Ähnlich wie schon in der Lincoln-Siedlung wollen wir auch gemeinschaftlichen und selbstorganisierten Wohnprojekten die Möglichkeit bieten, ihre Pläne umzusetzen. Dafür sind insgesamt drei Grundstücke vorgesehen.

Bei dem zentralen Quartiersplatz, der mit den historischen Kasernengebäuden unter Ensembleschutz steht, ist es uns gelungen, den historischen Baumbestand zu erhalten. Er soll künftig als zentraler Ort der Kommunikation, der Begegnung und der Versorgung dienen. Wie Sie sich sicher gut vorstellen können, birgt die Entwicklung eines solchen Quartiers mit einem nachhaltigen Verkehrskonzept auch erhebliche Herausforderungen.

Wie gehen Sie mit den Herausforderungen um, die sich durch den Klimawandel und die Mobilitätswende ergeben?

Niedenthal: Die klimaneutrale Umgestaltung unseres Bestandes ist die derzeit größte Herausforderung. Mit den bislang zur Verfügung stehenden Instrumenten ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Geklärt werden muss die Frage der Finanzierbarkeit und der zur Verfügung stehenden Förderprogramme. Ein weiteres Problem besteht darin, dass es derzeit aufgrund der allgemeinen Hochkonjunktur in der Baubranche einfach nicht genug Handwerkerinnen und Handwerker auf dem Markt gibt. Dies aber ist kein

spezifisch deutsches, sondern ein gesamteuropäisches Problem.

Welche Rolle spielen partizipative Planungsprozesse bei der bauverein AG?

Niedenthal: Partizipative Planungsprozesse sind bei der bauverein AG von erheblicher Bedeutung, um Akzeptanz von Bewohnerinnen und Bewohnern sowie Anrainerinnen und Anrainern zu fördern, Widerstände und Projektverzögerungen zu verhindern sowie Planungsverfahren abzusichern. Eine rechtzeitige, gute und fundierte Information, die glaubhaft und ehrlich vermittelt wird, löst vielfach Widerstände auf. Sorgen müssen ernst genommen werden und auf Bedenken aktiv reagiert werden.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Niedenthal: Ich wünsche mir Gesundheit und Zeit für ausgedehnte Overland Roadtrips durch Europa, Asien und Afrika.

Wohnen Sie in einem Denkmal?

Niedenthal: Nein, in einem Schlichtbau von 1931, der aber mittlerweile auch schon 91 Jahre alt ist!

Ihr Lieblingsarchitekt?

Niedenthal: Le Corbusier mit seiner wunderbaren Chapelle Notre-Dame-du-Haute de Ronchamp.

Ihr Lieblingsbuch?

Niedenthal: ›Der Alchimist‹ von Paulo Coelho.

Haben Sie einen Lieblingsfilm?

Niedenthal: ›Dein Weg‹ von Emilio Estevez

Was wünschen Sie der Denkmalpflege für die Zukunft?

Niedenthal: Ich wünsche der Denkmalpflege für die Zukunft, dass sie sich weiterhin so engagiert und intensiv für historische Stadtquartiere und historische Architektur einsetzt, denn sie prägen das Lebensgefühl der Menschen in ganz direkter Weise (Abb. 3). Sie möge es zulassen auch Denkmäler ›modern‹ zu stärken und es möge immer Unterstützer in fachlicher, aber auch in finanzieller Hinsicht zur Seite stehen!

Wir danken Ihnen für das Gespräch!

Abb. 3: Verlauf der Siedlung Rhönring | Spessarttring in Darmstadt, 2020 Foto: Ch. Grau



AUTORINNEN UND AUTOREN

Dienststelle Wiesbaden

Dr. Katrin Bek,
Dr. Ruth Beusing,
Lars Görze M. A.,
Dr. Petra Hanauska,
Dr. Verena Jakobi,
Dr. Beate Leinthal,
Dr. Kai Mückenberger,
Hardy Prison M. A.,
Dr. Sandra Sosnowski,
Dr. Stefan Thörle,
Daniel Usher,
Dr. Henriette von Preuschen,
Dr. Maria Wüllenkemper

Dienststelle Darmstadt

Dr. des. Thomas Becker

Dienststelle Marburg

Dr. Christa Meiborg,
Dr. Tobias Michael Wolf

Keltenwelt am Glauberg

Dr. Axel G. Posluschny

Externe Autorinnen und Autoren

Dr. Johanna Anders,
Untere Denkmalschutzbehörde Werra-
Meißner-Kreis, 37269 Eschwege

Claus Bergmann M. A.,
Main-Kinzig-Forum, 63571 Gelnhausen

Dr.-Ing. Marc Grellert,
TU Darmstadt, Fachgebiet Digitales
Gestalten, 64287 Darmstadt

Dr. Julia M. Koch,
Justus-Liebig-Universität,
Professur für Klassische Archäologie,
35394 Gießen

Jens Köhler M. A.,
35039 Marburg

Dr. Jörg Lindenthal,
Kreisarchäologie Wetteraukreis,
61169 Friedberg

Christine Raedler M. A.,
Main-Kinzig-Forum, 63571 Gelnhausen

Dipl.-Ing. Joachim Rauch,
Untere Denkmalschutzbehörde der
Universitätsstadt Gießen,
Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Jan Nikolaus Viebrock Lt. RD. a. D.,
65203 Wiesbaden

IMPRESSUM

Denkmal Hessen
ist eine Veröffentlichung des
Landesamtes für Denkmalpflege
Hessen

Schloss Biebrich
65203 Wiesbaden
Tel.: 0611/6906-0
Fax.: 0611/6906-140
E-Mail: duk@lfd-hessen.de

Dienststelle Darmstadt
Berliner Allee 58
64298 Darmstadt

Dienststelle Marburg
Ketzlerbach 10
35037 Marburg

Keltenwelt am Glauberg
Am Glauberg 1
63695 Glauburg

Römerkastell Saalburg
Am Römerkastell 1
61350 Bad Homburg v. d. H.

Verantwortliche Redakteure

Dr. Jennifer Verhoeven,
Dr. Stefan Thörle,
Dr. Petra Hanauska

Redaktionsteam

Dr. Katrin Bek,
Dr. Katharina Benak,
Prof. Dr. Markus Harzenetter,
Dr. Verena Jakobi,
Dr. Beate Leinthal,
Dr. Udo Recker,
Dr. Sabine Schade-Lindig

Abonnement-Verwaltung/ Satz und Layout

Dipl.-Des. Patricia Roth
Tel.: 0611/6906-159

Druck

AC medienhaus GmbH, Wiesbaden
Klimaneutraler Druck auf 100 % Alt-
papier, FSC®-zertifiziert
Auflage: 4.000
Erscheinungsturnus: halbjährlich
ISSN 2747-4542

Die Zeitschrift ist kostenfrei erhältlich.
Um die Zukunft der Printausgabe zu
sichern, bitten wir um eine finanzielle
Beteiligung an den Herstellungskosten
in Form einer Spende – für beide
Hefte haben wir insgesamt 15,- Euro
kalkuliert.

Bankverbindung:
Zahlungsempfänger: HCC – Hist. Erbe
Landesbank Hessen-Thüringen (Helaba)
IBAN: DE19 5005 0000 0001 0024 43
BIC: HELADEFXXX
Umsatzsteuer-ID-Nr.: DE11 3823 569
Verwendungszweck: 6401-Spende
Zeitschrift Denkmal Hessen

Die Zeitschrift steht auf der
Homepage zum Download bereit:
www.lfd.hessen.de

Titelbild

Schloss Fasanerie, Mittelrisalit des
Südflügels mit Inschrift zur Schlossre-
novierung in den 1820er-Jahren, 2016
*Foto: U. Mayer, © Kulturstiftung des
Hauses Hessen*

